



DER KLANG DER WELT

MEIN LEBEN

Carlos
SANTANA

MIT ASHLEY KAHN UND HAL MILLER

riva

Carlos
SANTANA

MIT ASHLEY KAHN UND HAL MILLER

Carlos
SANTIANA

MIT ASHLEY KAHN UND HAL MILLER

riva

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://d-nb.de> abrufbar.

Für Fragen und Anregungen:

info@rivaverlag.de

1. Auflage 2015

© 2015 by riva Verlag, ein Imprint der Münchner Verlagsgruppe GmbH

Nymphenburger Straße 86

D-80636 München

Tel.: 089 651285-0

Fax: 089 652096

Copyright © 2014 by Carlos Santana Trust of 2011.

This edition published by arrangement with Little, Brown and Company, New York, New York, USA. All rights reserved.

Textauszüge aus »Samba Pa Ti« © Carlos Santana

Die englische Originalausgabe erschien 2014 bei Little, Brown and Company unter dem Titel *The Universal Tone – Bringing My Story to Light*.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Übersetzung: Martin Rometsch

Redaktion: Desirée Šimeg

Umschlagentwurf: Allison J. Warner

Umschlaggestaltung und Umschlagabbildung: Pamela Machleidt

(Cover wurde dem Original nachgebaut)

Santana Umschlagfoto – © Rubén Martín

Satz: Daniel Förster, Belgern

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN Print: 978-3-86883-561-8

ISBN E-Book (PDF): 978-3-86413-743-3

ISBN E-Book (EPUB, Mobi): 978-3-86413-744-0

Weitere Informationen zum Verlag finden Sie unter

www.rivaverlag.de

Beachten Sie auch unsere weiteren Verlage unter:

www.muenchner-verlagsgruppe.de

Dieses Buch widme ich meiner liebsten Mutter, Josefina B. Santana, für ihre Kraft, ihre Geduld, ihre Zähigkeit, ihren unerschütterlichen Glauben und ihre totale Überzeugung. Sie liebte die Wahrheit und ich spüre ihre Energie heute mehr denn je. Danke, Mom – ich liebe dich ewig. Deine Gebete wurden erhört.

Inhalt

Einführung	
Überzeugung und Charisma	11
Kapitel 1	23
Kapitel 2	45
Kapitel 3	77
Kapitel 4	101
Kapitel 5	119
Kapitel 6	141
Kapitel 7	169
Kapitel 8	195
Kapitel 9	215
Kapitel 10	233
Kapitel 11	249
Kapitel 12	273
Kapitel 13	299
Kapitel 14	327
Kapitel 15	335
Kapitel 16	351
Kapitel 17	375
Kapitel 18	387

INHALT

Kapitel 19	401
Kapitel 20	415
Kapitel 21	433
Kapitel 22	451
Kapitel 23	471
Kapitel 24	487
Nachwort	
Hoy y mañana	505
Danksagung	511
Bildnachweise	514
Über die Autoren	515
Stichwortverzeichnis	516

Der Klang der Welt

Einführung

Überzeugung und Charisma



Josefina Barragán



José Santana

Mi historia comienza con un desfile.

Meine Geschichte beginnt mit einer Parade.

Doch im Grunde könnten wir ohne Probleme auch an jedem anderen Punkt meines Lebens anfangen. Es ist wie bei einer Setlist für ein Santana-Konzert. Man könnte sie zerreißen, in die Luft werfen und beliebig wieder zusammensetzen. Egal womit man beginnt oder aufhört, es passt immer – garantiert. Es ist alles derselbe Kreis, und alles ist miteinander verbunden.

Meine Geschichte hat eine Menge Kapitel, so wie die Geschichte jedes Menschen. Aber mein Leben hat drei Teile. Einer davon ist meine musikalische Reise. Außerdem bin ich Sohn, Bruder, Ehemann und Vater – ich nenne das den »familiären Rhythmus«. Und es gibt die spirituelle Dimension, die unsichtbare Ebene. Sie alle sind eng miteinander verwo-

ben: das Physische und das Spirituelle, der Ernst und der Humor, das Heilige und das Irdische. Auch in diesem Buch.

Ich weiß, Sie wollen vom Fillmore und von Woodstock hören, und das werden Sie. Und von den Sechziger- und Siebzigerjahren und natürlich von *Supernatural*, von den Preisverleihungen und von allem, was seither passiert ist. Das alles werde ich korrekt und ausführlich behandeln: meine ehemaligen Lehrer, meine Scheidung, meine neue Ehe, dass ich als Kind missbraucht wurde – alles.

Dann wäre da zum Beispiel meine Kindheit in Mexiko und die Reise von Autlán nach Tijuana mit meiner Mutter, meinen Schwestern und meinen Brüdern. Die Geschichte, wie mein Dad mir das Geigenspiel beibrachte und mir aus San Francisco meine erste E-Gitarre schickte; wie meine Schwestern auf mir saßen und mich zwangen, Elvis zu hören; wie die Familie von Tijuana nach San Francisco zog, wo ich Englisch lernte und mein Leben in einem neuen Land als Tellerwäscher begann.

Dieses Buch ist keine Diskografie und keine Jahreschronik aller Konzerte der Rockband Santana. Das alles gehört in eine andere Zeit und in ein anderes Buch. Wenn ich meine Geschichte erzähle, weiß ich, dass ich mir meine Erinnerungen aussuchen kann. Es gibt so etwas wie eine göttliche Vernunft: Ich nenne es »himmlisches Gedächtnis«. Jeder kann zurückblicken und die Vergangenheit als schön und glücklich wachrufen. Ich glaube, Eiscreme schmeckt süßer, wenn ich daran zurückdenke, wie ich sie gelect habe, und sogar die Luft in den Lungen kann sich im Rückblick besser anfühlen. Außerdem lege ich Wert auf Ehrlichkeit und auf die Details, die die Geschichten meines Lebens erzählen.

Ich wollte ein multisensorisches Buch schreiben, das sich liest, wie das Essen meiner Mutter schmeckte. Interessant, aber auch köstlich. Nicht derb und nicht langweilig.

Das mexikanische Essen, das ich mag, die Kleider und die Farben und die Musik – all das ist für mich noch lebendig. Ich kann mich bis heute noch genau an den Geruch der Stripclubs in Tijuana und den der Garderobe des Fillmore in San Francisco in den Sechzigerjahren erinnern. Ich sehe die Leute, ich rieche das Gras. Ich spüre die Gitarren, auf denen ich spielte, in den Händen und höre den Sound, den jede von ihnen erzeugte. Ich bin dankbar für all diese Erinnerungen.

Was es nun mit der anfangs erwähnten Parade auf sich hat, fragen Sie? Nun, sie gehört *nicht* zu meinen Erinnerungen, weil ich nicht dabei

war. Damals begegneten sich mein Vater und meine Mutter zum zweiten Mal, dieses Mal als Erwachsene. Damals fing alles für mich an.

Meine Mom erzählte mir, es sei fünf Uhr nachmittags gewesen. Die Sonne stand schon tief, und alles war in goldenes Licht getaucht, wie es zu dieser Zeit des Tages eben ist. Plötzlich hörte sie Lärm auf der Straße in ihrer Heimatstadt Cihuatlán in der mexikanischen Provinz Jalisco an der Pazifikküste. Es war um 1938, als meine Mom noch bei ihrer Familie lebte. Sie hieß Josefina Barragán.

Mein Großvater – ihr Dad – beklagte sich: »Oh, das ist dieser *diablo* Farol.« Sie nannten meinen Dad »El Farol«. Das bedeutet wörtlich Laterne, aber es war ein Spitzname, den sie ihm wegen eines Songs verpasst hatten, den er oft sang und spielte.

»Was meinst du damit?«, fragte sie. »Das ist er – José Santana.« Meine Mom war ihm einmal zufällig begegnet, als sie ein kleines Kind und er ein Teenager gewesen waren. Ihr Ball landete zwischen seinen Füßen, und sie lief hinüber, um ihn zu holen. »Buh!«, sagte er. »He, kleines blondes Mädchen, dein Haar ist glatt wie Mais.« Da rannte sie weg.

Mehr als zehn Jahre später schob meine Mom die Vorhänge beiseite und sah eine Gruppe von Leuten, die mitten auf der Straße spazierten, angeführt von José – und sämtliche Prostituierten der Stadt folgten ihm. Alle lachten, musizierten und sangen. Der Mann, der mein Vater werden sollte, hielt seinen Geigenbogen wie eine Fahnenstange hoch, mit Schlüpfers und BH daran. Der Bürgermeister ging neben ihm her – und der Priester, der stocksauer war, folgte ihnen und versuchte, alle mit Weihwasser zu bespritzen. Sie veranstalteten eine unglaubliche *barulla*, eine Menge Lärm. So wie meine Mom es mir erzählte, mussten diese Leute die ganze Nacht und den ganzen Tag gefeiert haben, und sie waren dermaßen von sich überzeugt, betrunken und hackedicht, dass sie kurzerhand beschlossen, die Party in die Stadt zu verlegen. Es war ohnehin eine kleine Stadt. Alle schauten ihnen zu und schüttelten nur den Kopf.

Der Bürgermeister bewunderte meinen Dad. Er liebte Musiker und ihre Lebensweise und dachte nicht im Traum daran, ihnen das Singen und Spielen auf der Straße zu verbieten. Die meisten Leute mochten meinen Dad – er war charismatisch. Er stammte ursprünglich aus Cuautla, einer Kleinstadt etwa drei Stunden landeinwärts, und war wie sein Vater Musiker geworden. Aus beruflichen Gründen war er nach Cihuatlán gezogen und hatte in Sinfonieorchestern gespielt und in Bands, die mexikanische Popsongs zum Besten gaben. Man nannte ihn »Don José«.

Im Jahr 1983, nach der Geburt meines Sohnes Salvador, besuchte ich diesen Teil Mexikos mit meinem Vater. Dort traf ich eine Dame, die zu mir sagte: »Carlos, ich bin mit Don José aufgewachsen. Wir gehören zur selben Generation. Mag sein, dass man dich auf der ganzen Welt kennt. Aber hier ist Don José der Santana, der zählt. Das solltest du wissen.« Mein Dad sah mich einfach nur an. Ich grinste und sagte: »He, das stört mich überhaupt nicht.«

Nicht alle in Cihuatlán dachten so – nicht der Priester und bestimmt nicht der Vater meiner Mom. Er mochte José nicht, weil er Musiker war und vor allem weil mein Dad ein echter Mexikaner war, ein mexikanischer Mestize. Man konnte das indianische Blut in ihm sehen. Er hatte einen dunklen Teint, und er war stolz darauf. Aber sein Name kam aus Europa: Santana – Santa Anna. Die heilige Anna war Marias Mutter, Josefs Schwiegermutter, Jesu Oma. Katholischer geht es wohl kaum.

Die Familie meiner Mutter war heller und europäisch. Einmal sah ich meinen Familienstammbaum, der auf dieser Seite der Familie einen kleinen hebräischen Einschlag hat – nach 1492 wanderten viele spanische Juden in die neue Welt aus. Wir Santanas aßen Schweinefleisch, aber was das Essen betraf, hatte meine Mom ein paar seltsame Regeln – was wir essen durften und was nicht, wann wir essen durften und welche Nahrungsmittel wir nicht gleichzeitig essen durften. Einige dieser Regeln waren vielleicht überlieferte Gebote der koscheren Küche.

Die Barragáns lebten auf einer Hacienda. Sie hatten Pferde und Ställe und Angestellte. Mein Dad hatte nur seine Geige.

Doch meine Mutter ließ sich davon nicht beirren. Sie sagte oft zu mir: »Als ich deinen Vater an der Spitze dieser verrückten Parade sah, wusste ich, dass er der Mann war, den ich heiraten und mit dem ich diese kleine Stadt verlassen würde. Ich musste gehen. Ich mochte den Geruch der Ranch nicht, ich mochte die Männer nicht, die nach Pferden und Leder rochen. Dein Vater roch nicht so.«

José und Josefina trafen und verliebten sich. Doch den Segen ihres Vaters bekamen sie nicht. Die beiden brannten einfach durch, auf einem Pferd. Mein Dad hat Josefina einfach gestohlen. Ihre Familie suchte nach ihr, aber ein Freund half ihnen, sich in Cihuatlán zu verstecken. Dann flüchteten sie nach Autlán, wo sie unsere Familie gründeten. Mom war damals achtzehn, Dad war sechsundzwanzig. Ich wurde ein paar Jahre später geboren, als mittleres von sieben Kindern.

Ich habe nie herausgefunden, worum es bei dieser Parade genau ging, welches unheilige Ereignis dort gefeiert worden war. Mein Vater sprach nie über seine Jugendzeit. Er war generell ein Mann der wenigen Worte. Egal, ich liebe alle Teile ihrer Geschichte: den Sex und die Religion und den Humor. Sie zeigt Dads außergewöhnliches Charisma und Moms außergewöhnliche Entschlossenheit. Sie zeigt, wie sie sich gefunden und was sie mir mitgegeben haben.

Von meiner Mom habe ich die Begeisterung geerbt, die wilde Entschlossenheit, alles richtig zu machen. Auf allen Bildern, die meine Mutter als kleines Mädchen zeigen, sieht sie hochkonzentriert aus, fast als wäre sie zornig – zwischen zornig und hingebungsvoll.

In einem sehr frühen Alter stellte sie alles infrage, sogar die Bibel. »Ich muss es wissen, ich kann Dinge nicht einfach akzeptieren«, sagte sie. Sie hatte eindeutig eine Persönlichkeit aus Stahl.

Mein Dad war ebenfalls stark, aber er war romantisch. Er musizierte gerne. Ich erinnere mich daran, wie er das Kinn auf die Geige legte, ganz behutsam, als wäre sie die Schulter einer Frau. Dann setzte er den Bogen mit geschlossenen Augen auf die Saiten. In diesem Augenblick gehörten ihm alle Frauen. Seine Musik kam aus seinem tiefsten Herzen.

Dad lebte, um zu spielen, und er spielte, um zu leben. Bei der Arbeit spielte er, was man von ihm verlangte: Polkas, Boleros, Mariachi-Musik. Aber zu Hause bevorzugte er die reine Melodie. Am meisten liebte er die Songs von Agustín Lara, dem Cole Porter Mexikos – viele seiner Songs hörte man damals in Filmen. Lara schrieb den Song »Farolito«, den mein Dad gerne sang und dem er seinen Spitznamen verdankte. Da er Laras Musik zu Hause für sich selbst spielte, war dies die erste Musik, die ich hörte. Neben dem »Ave Maria«.

Ich widme dieses Buch meinem Dad und all meinen anderen musikalischen Helden, die mich geprägt haben. Das ist meine »Who's-Your-Daddy-Liste«: Lightnin' Hopkins, Jimmy Reed und John Lee Hooker. B.B. King, Albert King und Otis Rush. Buddy Guy, Jimi Hendrix und Stevie Ray Vaughan. Gábor Szabó, Bola Sete und Wes Montgomery. Miles Davis, John und Alice Coltrane und viele, viele mehr.

Ich bin stolz darauf, dass ich sie fast alle getroffen habe und in ihrem Licht glänzen und dank der Musik, die sie uns schenkten, meine Verbundenheit mit der Welt spüren durfte. Ich schaute geradewegs in ihre

Seele und sah mich, und weil ich sie liebe, liebe ich mich. Viele Menschen leben in derartiger Eile, dass sie am Ende ihres Lebens das Gefühl haben, es sei an ihnen vorbeigerauscht. Ich kann die Momente, die ich mit Stevie Ray oder Otis oder Miles Davis verbracht habe, jetzt sofort in meinem Gehirn einfrieren und Ihnen sagen, was sie damals anhatten und worüber wir gesprochen haben. Jeder Augenblick ist für mich noch glasklar – und einige dieser Erinnerungen finden Sie in diesem Buch.

Als ich anfang, dieses Buch zu schreiben, war das nicht leicht. Es ist, als würde man morgens gleich nach dem Aufstehen in den Spiegel schauen, bevor man richtig wach ist. Ich sagte zu mir: Ich muss mir ein anderes Mantra geben. Es lautet: »Ich habe keine Angst, in meinem eigenen Licht zu tanzen.« Ich habe wirklich keine Angst.

Früher war ich ein sehr ernsthafter Mensch voller Zwänge. Ich war immer wütend, weil mein Ego mir eingeredet hatte, dass ich ein hoffnungsloser Fall und wertlos sei. Ich spielte Verstecken mit mir selbst. Vor langer Zeit fragte mich jemand: »Wovor haben Sie am meisten Angst?« Und ich antwortete: »Gott zu enttäuschen.« Heute ist mir klar, dass ich Gott niemals enttäuschen kann, weil das für ihn kein Thema ist. Es ist nur ein Problem für mein Ego. Was ist das Ego? Nur der Teil von mir, der glaubt, er sei von Gott getrennt.

Als ich das begriff, fühlte ich mich wie eine Schlange, die ihre Haut abwirft. Die alte Haut bestand aus Schuldgefühlen, Selbstverurteilung, Selbstverachtung und Furcht. Die neue Haut besteht aus Schönheit, Eleganz, Höchstleistung, Anmut und Würde. Ich lerne immer besser, meine Widersprüche und Ängste zu segnen und zu transformieren. Immer öfter möchte ich die Menschen mit meiner Gitarre und meiner Musik einladen, das Göttliche und das Licht zu erkennen, das in ihrer DNS enthalten ist.

Das ist die Geschichte hinter den Geschichten, die Musik in der Musik. John Coltrane nannte das *A Love Supreme*. Ich nenne es den *Universal Tone*. Mit ihm verschwindet das Ego, und die Energie übernimmt. Du erkennst, dass du nicht allein, sondern mit jedem Menschen verbunden bist. Jeder wurde mit einem *Universal Tone* in seinem Inneren geboren, doch nur sehr wenige erlauben ihm, sich selbst zu gebären. Die meisten Menschen treiben ihn mit Dingen ab, die ihnen wichtiger sind, zum Beispiel Geld, Ruhm oder Macht. Der *Universal Tone* erklingt außerhalb von mir, er fließt durch mich hindurch. Ich erschaffe ihn nicht. Ich achte nur darauf, dass ich ihm nicht im Weg stehe.

Marvin Gaye wurde einmal gefragt: »Wie haben Sie ein solches Meisterwerk geschaffen?« Gemeint war sein Album *What's Going On?*. Er antwortete: »Ich habe mich einfach nach Kräften bemüht, ihm nicht im Weg zu stehen und es geschehen zu lassen.« Meine Frau Cindy erzählte mir, Art Blakey habe mit ihr über das Schlagzeugspielen gesprochen und gesagt, es komme »direkt vom Schöpfer zu dir«. Das sagte er oft, und so klang seine Musik auch. Wahre Musiker wissen, dass wahre Musik so entsteht. Sie kommt nicht zu dir – sie fließt durch dich hindurch.

So ist es bei John Coltrane, Mahalia Jackson, Bob Marley, Dr. Martin Luther King – bei allen, die Botschaften überbringen. Ich bin wirklich dankbar dafür, dass ich so viele ihrer Worte und Werke live hören durfte. Manche Menschen werden auf diesen Planeten gesandt, damit sie helfen, das Bewusstsein der Menschheit zu erweitern. Der Sound und die Worte, die Schwingungen und die Musik fließen durch sie hindurch. Das hat nichts mit Showbusiness oder Unterhaltung zu tun. Das ist kein Hintergrundgedudel, sondern erhebende Musik.

Das ist der *Universal Tone*, der tut, was er tut. Plötzlich zwingt die Musik die Menschen, sich von dem abzuwenden, was sie für ästhetisch fundiert hielten. Was bisher so gut gepasst hat, fühlt sich jetzt geradezu unangenehm an, wie Schuhe, die zu eng geworden sind und nicht mehr getragen werden können. Dadurch erweitert sich das Bewusstsein der Menschen, und das Rauschen verschwindet, sodass sie den vergessenen Klang in ihrem Inneren hören können. Ihre Moleküle werden so verändert, dass sie aus sich selbst und aus der Zeit heraustreten und in der Ewigkeit verweilen können.

Ich hatte das Glück zu erfahren, wie universal der *Universal Tone* wirklich ist. Es ist unglaublich, weltbekannt zu sein, eine Verbindung zwischen so vielen Menschen herzustellen. Ich akzeptiere es, ein Leitkanal zu sein. Ich akzeptiere es, dass die Gnade beschlossen hat, durch mich zu wirken, so wie sie es will. Und ich akzeptiere die Geschenke und Preise, die Anerkennung und die Tantiemen.

Ich habe nicht immer so empfunden – ich hatte nicht das Selbstvertrauen, das man braucht, um sich als Träger des *Universal Tone* wohlzufühlen. Das musste ich durch den Kontakt mit anderen musikalischen Schamanen erst erwerben, durch Leute wie Herbie Hancock und Tito Puente, B. B. King und Wayne Shorter. Ich beobachtete, wie sie über den Ruhm und den Starrummel hinauswuchsen und mit den Füßen immer auf dem Boden blieben. Sie akzeptieren die schönen Hotels, die Sitze in

der ersten Klasse und die Auszeichnungen, aber auch die Arbeit bis in die Nacht hinein, das Fast Food, das frühe Aufstehen und die Probleme mit dem Sound. Ich lernte, wie sie die Musik darbieten und den *Universal Tone* dabei in sich tragen.

Vor Kurzem traf ich in St. Louis ein tolles Paar, das viel Geld gespendet hatte, um Menschen zu helfen, die es bitter nötig hatten. Die Frau sagte: »Es ist ein Segen, ein Segen zu sein.« Ich war total von den Socken. Das waren vollkommene Worte. Sie drückten genau das aus, was viele Jahre lang in mir war, selbst als ihm Ego, Scham und Schuldgefühle im Weg standen.

Ich bin nur ein Mann unter vielen. Wie alle anderen habe ich menschliche Schwächen. Ich mag Ekstasen und Orgasmen, ich schätze die Freiheit und all die Dinge, die ich mir jetzt leisten kann. Aber ich bin sehr, sehr wachsam im Umgang mit mir selbst. Ich halte meine dunkle Seite in Schach. Meist versuche ich, freundlich und bescheiden zu sein, nicht fies oder grob oder grausam oder vulgär, und das Beste aus mir herauszuholen.

Dann plötzlich – verdammt, hab ich's schon wieder vermässelt! Ich hatte einen Wutanfall. Mein Ego hat mich k. o. geschlagen, und ich habe Dinge gesagt oder getan, ohne darüber nachzudenken. Ich habe etwas Falsches zu jemandem gesagt, den ich gern habe. Früher wusste ich nicht, dass Wut nur maskierte Furcht ist. Jetzt weiß ich das, und ich weiß, dass ich mich weiterentwickeln muss. Ich muss tief durchatmen, mir selbst vergeben – und zum *Universal Tone* zurückkehren.

Die Leute kennen mich als spirituell Suchenden ebenso wie als Musiker. »Kosmischer Carlos«, »verrückter Carlos« – ich weiß, was sie sagen, und ich habe kein Problem damit. Ich bin der Typ, der über Licht und Glanz spricht und immer Tote auf seinen Shirts und Jacken trägt. Viele Leute tun das. In meinen Augen sind John Coltrane, Bob Marley, Billie Holiday und Miles Davis Menschen, die inspirieren und Licht entzünden, die Glück und Wunder gefunden haben. Sie sind unsterblich, immer noch lebendig im ewigen Jetzt. Und sie helfen mir dabei, gut auszusehen – probieren Sie es selbst mal aus!

Kosmisch sein bedeutet für mich verbunden sein. Dort, wo ich bin, wo ich das Glück habe zu sein, kann ich sehen, dass wir alle miteinander verbunden sind. Wenn die Leute mich kosmisch oder verrückt nennen,

verstehe ich es als Kompliment und sage: »Schau mal – ich habe Erfolg mit meiner Verrücktheit. Wie ergeht es dir mit deiner Vernunft?«

Wer mich wirklich verstehen will, sollte hier nicht Halt machen, sondern wissen, dass ich immer besser werden will. Ich habe lange gebraucht, um zu begreifen, dass es an der Zeit ist, mit dem Suchen aufzuhören und stattdessen zu *sein*. Das spirituelle Ziel, das ich suchte, befand sich nicht in weiter Ferne auf einem Berggipfel oder noch ein paar Meter weiter oben. Es ist immer da, im Hier und Jetzt, in meinem Geist, in meiner Musik, in meinen Plänen und in meiner Energie. Ich hoffe immer, dass ich meine Energie und meine Mittel zum Wohle aller nutze und dass alles, was ich tue und sage, jede Musik, die ich spiele, mit der gleichen Frequenz schwingt wie der *Universal Tone*.

Wenn man eine bestimmte Musik und Energie hinausendet, kann man nie wissen, wen sie trifft und wen sie glücklich macht. Manchmal sitze ich in einem Restaurant und will gerade die Gabel zum Mund führen, da sagt plötzlich jemand: »Entschuldigen Sie die Störung ...«, und will mir eine Geschichte erzählen. Oder er will, dass ich etwas signiere oder mich mit ihm fotografieren lasse. In diesem Moment ist das Essen nicht mehr wichtig.

Wenn andere mit mir essen und so etwas passiert, fragen sie mich manchmal, wie ich damit klarkomme. Dann sage ich: »Überlegt mal – wo sind wir gerade?«

»Äh ... in einem Restaurant.«

»Okay. Und wisst ihr, wer unser Essen bezahlt? Diese Leute. Und wer bezahlt das schicke Auto, das draußen auf uns wartet? Genau. Diese Leute haben mir geholfen, es zu kaufen, und sie bezahlen das Benzin und das Haus, zu dem ich nach dem Essen fahre. Ohne sie wäre ich jetzt nicht hier. Wenn sie also ein Foto knipsen möchten, verdammt, dann sollen sie zwei haben!«

Ich lege die Gabel weg, schaue den Leuten, die zu mir kommen, in die Augen und höre ihnen zu. Und wenn es angebracht ist, umarme ich sie.

Wichtig ist, dass ich die Rolle akzeptiere, für die ich auserwählt wurde, und dass ich lerne, wann ich anderen zur Verfügung stehe und wann nicht. In Philadelphia hielt mich eines Tages ein Typ auf der Straße an und legte sofort los: »He, 'Tana! Bist du's? Nein, du bist nicht 'Tana, oder? Warte mal, doch, du bist es! Mann – bist du's wirklich, 'Tana? Ich hab dein ganzes Zeug, 'Tana – die Platten, die CDs und die Kassetten. Eben habe ich ein paar DVDs gekauft.« Das war mit Sicherheit, bevor es

iPods gab. »Ich bin sicher, du hilfst einem Bruder, seine Miete zu zahlen. Stimmt's, 'Tana?«

Ich erwiderte, mein Name sei *Santana*, nicht Santa Claus, und er hätte vielleicht zuerst seine Miete zahlen sollen. Dann ging ich weiter. Doch dieser Spitzname blieb an mir haften – bis heute nennen einige Freunde mich 'Tana. Das stört mich nicht. Wir reden über »'Tana-Sachen«, und manche Geschichten sind »'Tana-Geschichten«. Mein Assistent Chad nennt mich 'Tana, und mein Freund Hal fragt nach dem »'Tanaman«, wenn er bei mir zu Hause anruft.

Manchmal muss man wissen, wann es besser ist zu gehen. Zum Beispiel damals, als nach einer Show im Madison Square Garden ein Typ mit seiner Frau zu mir kam und mich mit ihr fotografieren wollte. »Komm schon, Schatz, geh näher ran. Näher! Okay, und jetzt küss ihn!« Ich sagte nur: »He!«, und ging weg.

Das ist ein wenig zu nah, vielen Dank auch. In Paris erzählte mir mal ein Hotelportier, jedes seiner Kinder sei zu Santana-Musik gezeugt worden. Dann fing er an, alle Kinder und Songs aufzuzählen. Ich dankte ihm, bevor er zu weit ging. Das alles ist für mich ein bisschen zu viel Verbundenheit – ganz so universal bin ich nun doch nicht.

Ich nahm mir vor, ein gesundes, heilendes, erhebendes, informatives, offenes, ehrliches und elegantes Buch zu schreiben. Es sollte auf jeden Fall unterhaltsam sein. Jeder sollte es lesen und genießen und verstehen und dabei lachen können – vor allem meine Kinder und meine Familie. Ich habe so viel Lustiges erlebt, dass ich es einfach mit anderen teilen muss. Es sind Erlebnisse, die beweisen, dass Gott Humor hat.

Ich lache gerne, und ich mag Geschichten, und das alles wollte ich in diesem Buch haben. In einer meiner Lieblingsgeschichten geht es um einen Mann, der beruflich so erfolgreich ist, dass er nur noch Geld verdienen kann. Alles, was er tut oder ändert, bringt ihm noch mehr Geld ein, und je mehr Geld er verdient, desto depressiver wird er, ohne zu wissen warum. Ein Freund empfiehlt ihm einen ganz besonderen Guru, der das Geheimnis des Glücks kennen soll und der – wie sollte es anders sein – auf der anderen Seite des Ozeans in einer Höhle auf einem Berggipfel lebt. Es wird eine sehr lange, teure Reise, erst mit dem Flugzeug, dann mit dem Schiff, weiter im Taxi und auf einem Pferd und schließlich noch zu Fuß. Der Mann ist wochenlang unterwegs, doch dann findet

er den richtigen Berg, klettert hinauf zur Höhle und geht hinein. Langsam gewöhnen sich seine Augen an die Dunkelheit, und er sieht einen alten Mann mit langem Bart beim Meditieren – tief, tief, tief, als wäre er entrückt. Er wartet und wartet auf den Guru, und endlich öffnet der alte Mann die Augen und schaut ihn an. »O Weiser, ich komme von weit her«, sagt der Pilger. »Welchen Sinn hat das alles? Welchen Sinn hat das Leben?«

Der alte Mann lächelt nur und neigt den Kopf. Offenbar deutet er damit auf ein Schild vor seinen Füßen. Der Pilger betrachtet es. In der dunklen Höhle ist es schwer zu sehen. Die Worte »Hokey Pokey« stehen darauf. Er denkt: Was? Hä? Er schaut wieder den Guru an und fragt: »Hokey Pokey?«

»Klar. *That's what it's all about* – nur darum geht es.«¹

Die Moral der Geschichte ist ganz einfach: Dein Leben sollte Spaß machen! Irgendwann musst du aufhören, die Dinge ernst und persönlich zu nehmen. Du musst die eingefahrenen Gleise verlassen, die deine Kreativität und Vitalität lähmen.

Deshalb wollte ich dieses Buch nicht mit Reue, Gewissensbissen oder Schuldgefühlen füllen. Das finden Sie in anderen Büchern. Ein Freund sagte mir etwas, was ich beim Schreiben immer im Hinterkopf behielt: »Wenn du durch die Hölle gehst – durch deine eigene dunkelste Nacht der Seele –, dann knips keine Erinnerungsfotos, um sie deinen Freunden zu zeigen.« Jemand anders sagte: »Weine nicht, wenn du deinen eigenen Film anschaust.« Ich finde das alles total einleuchtend.

Wenn mich früher jemand fragte, wie ich der Nachwelt in Erinnerung bleiben wolle, antwortete ich: »*Me importa madre* – mir doch egal.« Heute will ich die Menschen bewusst und unbewusst dazu inspirieren, höhere Ziele anzustreben. Deshalb geht es in diesem Buch darum, dass wir alle unser Bewusstsein erweitern müssen. Ich danke allen, jedem Geist, der mich im Leben geführt und mir die Möglichkeit gegeben hat, meine reichen Gaben mit anderen zu teilen, von ganzem Herzen. Durch sie möchte ich der Nachwelt in Erinnerung bleiben.

Und ich bin dankbar für das, was ich gelernt habe: Sei ein Werkzeug des Friedens. Sei unter allen Umständen ein Gentleman. Erfreue dich

¹ Anm. d. Ü.: »Hokey Pokey« ist ein bekanntes englisches Kinderlied nebst Gruppentanz: Now put your right foot in / Your right foot out / Right foot in / Then you shake it all about / And then you do the Hokey Pokey / Turn yourself around / That's what it's all about!

an dir selbst – das heißt, genieße dein Leben. Lerne, auf deine innere Stimme zu hören, und berausche dich nicht an dir selbst. Halte deine dunkle Seite in Schach. Lass die Musik eine heilende Kraft sein. Sei ein wahrer Musiker: Wenn Banknoten dir wichtiger sind als Musiknoten, bist du ein hauptberuflicher Mochtegermusikern. Leg deine Gitarre beiseite, geh raus und tanke reichlich Licht mit den Augen. Geh im Park spazieren, zieh die Schuhe und die Socken aus und spür das Gras unter deinen Füßen und die Erde zwischen deinen Zehen. Geh raus und sieh ein Baby lächeln und einen Saufbruder kriechen. Sieh das Leben, *spüre* das Leben – und zwar das ganze Leben, möglichst viel davon. Finde eine menschliche Melodie und mach daraus ein Lied. Drücke das alles in deiner Musik aus.

Willkommen zu meiner Geschichte. Willkommen zum *Universal Tone*.
Vamos a empezar.

Kapitel 1



Im Uhrzeigersinn von oben links: Irma, Laura, Tony, ich, Lety und Jorge, 1952 in Autlán



Maria, 1959

Ich glaube, ich bin mit Engeln aufgewachsen. Ich glaube an die unsichtbare Ebene. Selbst wenn ich mich zurückzog, war ich nie allein. Was das betrifft, war mein Leben gesegnet. Immer war jemand bei mir, beobachtete mich, sprach mit mir – und griff zur rechten Zeit ein. Ich hatte Lehrer und Vorbilder, die mir halfen, von einem Ort zum anderen zu gelangen. Manche retteten mir das Leben. Wenn ich auf den ganzen Wirbel der Ereignisse in meinem Leben zurückblicke, staune ich darüber, wie oft Engel in Gestalt anderer Menschen helfend eingegriffen haben. Ihnen verdanke und widme ich dieses Buch. Es handelt von Engeln, die in mein Leben traten, wenn ich sie am dringendsten brauchte.

Bill Graham und Clive Davis und mein Highschool-Lehrer für Kunsterziehung, Mr. Knudsen. Yvonne und Linda – meine beiden Freundinnen in der Mittelschule, die mich akzeptierten und mir halfen, mein Englisch zu verbessern. Stan und Ron – die zwei Freunde, die ihre Jobs aufgaben, um mit mir eine Band zu gründen. Der Busfahrer in San Francisco, der mich mit einer Gitarre sah und mich neben sich sitzen ließ, damit ich einen ziemlich üblen Stadtteil sicher durchqueren konnte. Musiker, mit denen ich spielte und die meine Mentoren waren – Armando, Gábor und viele, viele mehr. Meine Schwestern und Brüder, die mir halfen aufzuwachsen. Meine drei wundervollen Kinder, die so klug und heute meine Lehrer sind. Meine Mom und mein Dad. Meine wunderschöne Frau Cindy.

Ich glaube, die Welt der Engel kann durch jeden und jederzeit – oder genau zur richtigen Zeit – zu uns durchdringen, wenn wir unser spirituelles Radio ein klein wenig anders einstellen und dann auf der richtigen Frequenz bleiben. Um das zu erreichen, müssen wir aufhören, störendes Rauschen zu erzeugen und unseren Egoismus zu rechtfertigen.

Menschen können anders sehen, wenn sie anders denken. Ich glaube, jeder Mensch ist dann am besten, wenn er sich nicht mehr selbst im Weg steht. Manche Menschen hängen an ihren Geschichten fest. Mein Rat ist: Schluss mit den Geschichten. Fangt an zu leben!

Als ich ein Kind war, gab es bei uns zu Hause zwei Josefinas. Die eine war meine Mutter, die andere war Josefina Cesena. Wir nannten sie »Chepa«. Sie war eine Mestizin, überwiegend indianisch. Chepa war unsere Haushälterin, aber sie wurde eher wie ein Familienmitglied behandelt. Sie kochte, nähte und half meiner Mom bei der Kindererziehung. Als ich geboren wurde, war sie schon da. Sie wechselte mir die Windeln. Wenn meine Mutter mir den Hintern versohlen wollte, lief ich zu Chepa und versuchte, mich in ihrem Rock zu verstecken.

Wenn Mütter schwanger sind, schlagen sie öfter und härter. Als ich klein war, schien meine Mom irgendwie immer schwanger zu sein, und Chepa bewahrte mich oft vor einer Tracht Prügel. Zudem war sie der erste Engel, der sich für mich einsetzte.

Das Leben war hart zu meiner Familie. Meine Eltern waren seit zehn Jahren verheiratet, und Dad verreiste immer öfter, um zu musizieren und Geld zu verdienen. In Autlán gab es für einen Berufsmusiker zu wenig Arbeit, darum war er manchmal monatelang unterwegs. Wir Kinder zeugen von seinem Terminplan: Ab 1941 wurde alle zwei Jahre ein Kind geboren.

Meine drei älteren Geschwister wurden alle Ende Oktober geboren, die anderen im Juni, Juli oder August.

Als ich an der Reihe war, entschied Dad, ein weiteres Kind sei eines zu viel. Das Geld war ohnehin knapp. »Geh und koch den Tee«, sagte mein Dad zu Chepa, nachdem er erfahren hatte, dass meine Mom wieder schwanger war. Er war kurz weggegangen und mit einem Beutel voller Tee zurückgekehrt. Das Kraut war giftig und wurde für Abtreibungen benutzt. Ich weiß nicht, wie oft das passiert ist, bevor ich kam. Aber ich weiß, dass meine Mutter insgesamt elf Mal schwanger war und vier Kinder verloren hat. Nach Antonio – Tony –, Laura und Irma war ich das vierte Kind.

»Koch das, und ich will, dass sie alles trinkt«, sagte er zu Chepa. Aber sie wusste, dass meine Mutter das Kind nicht verlieren wollte. Als er nicht hinsah, trickste Chepa ihn aus: Sie vertauschte den Tee mit einem anderen. So rettete sie mir das Leben, noch ehe ich auf der Welt war.

Diese Geschichte erzählte mir meine Mom, und das sogar zwei Mal. Sie hatte vergessen, dass sie mir schon einmal davon erzählt hatte, und war verblüfft, als ich ihr sagte, ich wisse Bescheid. Es ist ihr bestimmt nicht leichtgefallen. Stellen Sie sich vor, Sie gestehen Ihrem Sohn, er sei beinahe abgetrieben worden! Oder er sei beinahe auf den Namen Geronimo getauft worden.

Ich wurde am 20. Juli 1947 geboren. Mein Dad wollte mich Geronimo nennen. Mir persönlich hätte das total gut gefallen. Der Grund war sein indianisches Erbe, auf das er stolz war. Ich glaube, das war das erste und einzige Mal, dass meine Mom ein Machtwort sprach: »Nein, er heißt nicht Geronimo. Er heißt Carlos.« Diesen Namen wählte sie, weil Carlos Barragán Orosco, ein entfernter Vetter, kurz vorher in Autlán erschossen worden war. Ich hatte einen hellen Teint und volle Lippen, deshalb sagte Chepa, als ich ein Kind war, oft: »*Que trompa tan bonita*« – »Was für schöne Lippen.« Oder man nannte mich einfach »Trompudo«.

Manchmal wird mein Name als Carlos Augusto Alvez Santana angegeben. Wer zum Teufel hat sich das bloß ausgedacht? Mein Taufname war Carlos Umberto Santana, bis ich den zweiten Vornamen, Umberto, gestrichen habe. Ich meine: Hubert? Also bitte ... Jetzt heiße ich einfach Carlos Santana.

Viele Jahre später erzählte mir meine Mom, sie habe vorausgesehen, was für ein Mensch ich eines Tages sein würde. »Ich wusste, dass du anders warst als deine Geschwister. Alle Babys greifen nach der Decke und

halten sie fest, wenn ihre Mutter sie zudeckt. Sie ziehen daran, bis sie ein Fusselbällchen in ihrer winzigen Hand haben. Alle meine anderen Babys hätten lieber geblutet, als die Fäuste zu öffnen und mir die Flusen zu geben. Eher hätten sie sich selbst zerkratzt. Aber deine Hand ließ sich immer ganz leicht öffnen. Darum wusste ich, dass du sehr großzügig bist.«

Das war nicht die einzige Vorahnung. Nina Matilda, die Tante meiner Mom, hatte ganz weißes Haar, weißer ging es nicht. Sie reiste von Stadt zu Stadt und verkaufte Schmuck, so wie manche Leute Avon-Produkte verkaufen. Und sie war gut darin. Eine total unaufdringliche alte Dame, die vor der Haustür stand und ein paar Taschentücher mit all diesen Juwelen öffnete. Jedenfalls sagte Nina Matilda nach meiner Geburt zu meiner Mutter: »Der wird es mal weit bringen. *El es cristalino* – er ist hell wie ein Kristall. Er trägt einen Stern in sich. Tausende von Menschen werden ihm folgen.« Meine Mutter dachte, aus mir würde ein Priester oder Kardinal oder so. Wenn sie gehaut hätte ...

Manche Leute fragen mich nach Autlán – wie es aussah, ob es eher eine Stadt oder ein Dorf war. Ich sage ihnen: »Kennt ihr den Film *Der Schatz der Sierra Madre* mit Humphrey Bogart? Darin gibt es eine Schießerei in den Bergen mit Banditen, die sagen, sie seien *Federales*. ›Abzeichen? Wir brauchen keine verdammten Abzeichen!« Das ist Autlán – eine kleine Stadt in einem grünen Tal, umgeben von großen, zerklüfteten Bergen. Im Grunde ist es sehr hübsch. Als ich Anfang der Fünfzigerjahre dort lebte, hatte Autlán ungefähr fünfunddreißigtausend Einwohner. Heute sind es um die sechzigtausend. Erst vor Kurzem haben die Einwohner befestigte Straßen und Verkehrsampeln bekommen. Aber die Leute dort waren bodenständiger als in Cihuatlán, und genau das wollte meine Mom.

Meine Erinnerungen an Autlán sind die eines Kindes. Ich habe nur die ersten acht Jahre meines Lebens dort verbracht. Anfangs wohnten wir in einem hübschen Haus mitten im Einkaufsviertel der Stadt. Für mich war Autlán der Sound von Leuten, die mit Eseln und Karren vorbeizogen, Straßengeräusche eben. Es war der Geruch nach Tacos, Enchiladas, Pozole und Carne Asada. Es gab Chicharones, Pitahayas (Drachenfrüchte), große, saftige Jicamas, die Steckrüben ähnelten, Biznagas (Süßigkeiten aus Kakteen und anderen Pflanzen) und Alcanfor (eine Leckerei aus Kokosöl). Mmh, lecker!

Ich erinnere mich an den Geschmack der Erdnüsse, die mein Dad oft mit nach Hause brachte, röstfrisch und warm – einen ganzen großen Beutel voll. Meine Geschwister und ich holten uns welche und knackten sie. »Wer will die Geschichte vom Tiger hören?«, fragte Dad. »Wir!« Dann versammelten wir uns im Wohnzimmer, und er erzählte uns eine tolle Geschichte von El Tigre, die er sich spontan ausdachte. »Jetzt versteckt er sich im Gebüsch und knurrt, weil er richtig hungrig ist ...« Wir kuschelten uns enger aneinander. »Seine Augen werden heller, und ihr könnt ihn hören – grrr!«

Es war besser als Fernsehen. Mein Dad war ein großartiger Geschichtenerzähler. Seine Stimme beflügelte unsere Fantasie und zog uns in seine Geschichten hinein. Ich hatte Glück, weil ich schon sehr früh lernte, wie wertvoll eine gute Geschichte ist und wie man sie für andere lebendig macht. Ich glaube, das half mir später, Musik zu machen und Gitarre zu spielen. Meiner Meinung nach wissen die besten Musiker, wie man eine Geschichte erzählt und dafür sorgt, dass die Musik mehr ist als nur ein Haufen Töne.

In Autlán wohnten wir in verschiedenen Häusern, je nachdem wie viel Geld mein Vater verdiente. Eines stand auf einem kleinen verwahrlosten Stück Land zwischen anderen Häusern. Wahrscheinlich bekam mein Dad es günstig, weil er Beziehungen hatte. Das beste Haus hatte mehrere Zimmer, einen großen Garten und einen funktionierenden Brunnen. Es gab dort keinen Strom und kein fließendes Wasser – nur Kerzen und ein Klohäuschen im Freien. Meiner Erinnerung nach stand dieses Haus näher an der Eislagerhalle als die anderen. Das Eis wurde in Sägemehl aufbewahrt, damit es nicht schmolz, und wir durften jederzeit hingehen und welches mit nach Hause nehmen.

Von Autlán bis Tijuana und sogar in San Francisco schienen wir irgendwie nie viel Platz zu haben. Meist hatten wir nur zwei Schlafzimmer, eine Küche und ein Wohnzimmer. Mom und Dad hatten immer ein eigenes Zimmer und die Mädchen ebenfalls, daher schliefen wir Jungs auf den Sofas (oder in unserem eigenen Zimmer, sofern mit Dad und dem Geld alles klappte).

Mein Dad muss ziemlich erfolgreich gewesen sein, als wir in Autlán ankamen. Tony und ich und später auch Jorge teilten uns hier ein Zimmer. Aber es war nicht ganz ungefährlich. Das Dach war schon leicht morsch, und ich erinnere mich daran, dass ich eines Abends kurz vor dem Einschlafen plötzlich ein dumpfes Geräusch hörte. Mein Bruder

Tony sagte: »Beweg dich nicht – eben ist ein Skorpion runtergefallen. Er sitzt neben dir.« Dann hörte ich etwas über den Fußboden huschen. Mann, das war ein gruseliges Gefühl!

Ein echt schönes Geräusch ist das *Plopp* von reifen Mangos, die vom Baum fallen. Sie sind groß und rot und riechen fantastisch. Ich spielte oft in unserem Garten, wo Mango- und Mesquitebäume wuchsen. Dort gab es Chacalacas, das sind Hühnervögel, die wie eine Kreuzung aus Taube und Pfau aussehen. Sie weckten uns morgens auf, weil sie sehr laut sein können.

Dieser Garten hatte einen ausgetrockneten Brunnen, und als ich mich unbeobachtet fühlte, beschloss ich aus irgendeinem Grund, einige Küken hineinzuworfen. Doch mein Bruder Tony erwischte mich dabei und fragte: »He, was machst du denn da?« Ich wollte gleich hinunterklettern, um die Küken zu holen, doch er packte mich, ehe ich mich verletzte. »He! Geh da nicht rein, Dummkopf! Der ist echt tief.« Später deckten wir das Loch zu, damit nichts Schlimmes passieren konnte.

Ich glaube nicht, dass ich viel Ärger machte, ich war einfach ein normales, neugieriges Kind. Ich wusste, was richtig und was falsch war. Aber dass die alte Mauer, die zum Garten gehörte, kurz vor dem Einsturz stand, das wusste ich nicht. Allerlei Ranken wuchsen an ihr empor, und eines Tages zog ich an ihnen, um an die Samenhülsen heranzukommen. Ich wollte sie öffnen, um die Samen, die einen kleinen Fallschirm hatten, fliegen zu lassen. Davon war ich richtig begeistert, deshalb zerrte und zog ich weiter an den Ranken – bis plötzlich ein Teil der Mauer einstürzte und auf meinen Füßen landete. Die Steine zerrissen meine Sandalen und zerquetschten meine Zehen.

Meine Füße bluteten, und ich hatte eine Heidenangst – würde Mom mich verprügeln? Die Sandalen waren nagelneu, und ich hatte die Mauer kaputt gemacht. Alle suchten lange nach mir. Schließlich fand mich Chepa unter meinem Bett. »*Mijo*, was machst du denn hier?« Als sie meine Füße sah, rang sie nach Luft. Sie erzählte es meiner Mutter, und meine Mom hatte ein schlechtes Gewissen, weil ich mich so sehr vor ihr fürchtete, dass meine erste Reaktion darin bestand, wegzulaufen und mich zu verstecken. Sie schlug mich nicht – diesmal.

Das Leben zu Hause spielte sich nach Moms Regeln ab. Sie war die Zuchtmeisterin und Vollstreckerin. Es war ihr Haus, und sie hatte das Kommando. Dad war meist verreist, darum waren nur wir Kinder und sie im Haus, und sie konnte sehr streng sein. Meine Eltern waren nicht

besonders gut darin, Zuneigung und Liebe zu zeigen – nicht für uns und nicht füreinander. Natürlich respektierten wir unsere Mom, aber sie war eben nicht der Knuddelhasentyp.

Im Nachhinein betrachtet wird mir klar, dass sie lernen musste, eine Mom zu sein, während sie die ganze Arbeit einer Mutter erledigte. Und mein Dad lernte nach und nach, ein Vater zu sein – und ein Ehemann. Meine Eltern machten das Beste aus dem, was sie hatten und was sie waren. Sie hatten keine Schulbildung. Ich weiß nicht einmal, wie sie Lesen und Schreiben gelernt haben. Sie lehrten uns durch ihr Vorbild, dass jeder seines Glückes Schmied ist. »Wir haben vielleicht wenig Bildung und Geld, aber wir sind weder dumm noch schmutzig noch faul.«

Mom war auf ihre Art eine schlichte Schönheit. Sie war groß und elegant, aber ohne viel Aufwand. Extravaganz mochte sie nicht, doch sie trug nie etwas, was sie billig oder verzweifelt aussehen ließ. Wir Kinder beobachteten, wie sie sich benahm. Sie ging anders als die meisten anderen Frauen. Auch wenn wir sehr arm waren, sah man, dass sie eine gewisse Erziehung genossen hatte, eine Art Sonderrecht.

Meine Mom hatte ein System, was unsere Erziehung betraf. Wir alle hatten schon als kleine Kinder unsere Aufgaben. »Heute macht ihr zwei die Betten und den Fußboden sauber, und ihr beiden spült das Geschirr. Morgen wechselt ihr. Und wenn ihr fegt, will ich, dass ihr aufrecht steht und dass euer Rücken so gerade ist wie dieser Besen. Bleibt mit der Wirbelsäule hinter ihm und schiebt den Staub nicht einfach hin und her – weg damit. Verschmiert den Esstisch nicht, wenn ihr ihn abwischt – macht ihn richtig sauber. Nehmt ein sehr heißes Tuch, damit der Dampf die Keime beseitigt. Ich will keinen *mugre* (Schmutz) haben. Wir sind arm, aber nicht schmutzig arm. Niemand darf die Familie oder den Namen Santana blamieren.«

Es war erstaunlich. Sie wusste genau, ob wir uns Mühe gaben. Wenn nicht – *klatsch!* – setzte es eine Tracht Prügel. Heute wissen wir es zu schätzen, weil sie meinen Geschwistern und mir beibrachte, dass wir auf das, was wir tun, und auf unsere Familie stolz sein müssen. Aber damals war es hart. Es war wirklich anstrengend, mit meiner Mom im selben Haus zu leben. Wir waren beide eigenwillig: Sie stellte alles infrage – und ich ebenso.

Einmal war sie aus irgendeinem Grund sauer auf mich, und ich haute einfach ab. Ich muss fünf oder sechs Jahre alt gewesen sein. Ich verließ das Haus und zog ein kleines Spielzeugkrokodil mit Rädern hinter

mir her. Ich weinte nicht und war nicht traurig. Ich ging nur auf Entdeckungsreise, weg von meiner Mom, und achtete darauf, dass mein Krokodil nicht über Steine fuhr und dass ich bestimmte Linien auf dem Pflaster nicht berührte. Ich staunte über die Leute auf dem Markt und über die Pferde, die vorbeitrabten. »Das ist toll«, dachte ich. Ich wollte meiner zornigen Mom für eine Weile aus dem Weg gehen.

Als meine Schwestern mich fanden, rannten sie auf mich zu. »Hast du keine Angst gehabt, so allein? Hast du dich nicht einsam gefühlt?« Aber ich hatte gar keine Zeit gehabt, an so etwas zu denken. Ich glaube, ich habe mir nie Sorgen über die Zukunft gemacht. Ich lebe immer im Jetzt. Offenbar hat dieses Erlebnis einen Keim in mich gelegt, sodass ich mir in den folgenden Jahren keine Grenzen setzte und mich nie von Furcht überwältigen ließ. Ich schreckte nicht davor zurück, neue und fremde Orte zu besuchen. »Oh, ich bin in Japan!« – Wie ich staunte, als ich die herrlichen Tempel sah. Oder: »He, ich bin in Rom – schau dir diese Straße an und die dort drüben!« Und schon ging ich auf Entdeckungsreise.

Für ein Kind ist alles neu und wundervoll – sogar gruselige Dinge. Ein Großfeuer sah ich zum ersten Mal, als der örtliche Supermarkt brannte. Anscheinend gab es schon damals Versicherungsbetrüger. Jedenfalls hatte der Besitzer sein eigenes Geschäft angezündet. Ich hatte noch nie so hohe Flammen gesehen. Der Himmel war ganz rot.

Ein andermal sah ich einen Mann beinahe sterben, als ein Stier ihn aufspießte. Ich muss fünf oder sechs Jahre alt gewesen sein. Ein paar Männer gingen mit Plakaten durch die Stadt, die einen Stierkampf ankündigten. An jenem Wochenende putzte meine Mutter mich heraus, und wir gingen zur Plaza del Toros auf der anderen Seite der Stadt. Ich machte beim Umzug vor dem großen Ereignis mit und marschierte zu den Klängen des Paso doble neben einem kleinen Mädchen, das ebenfalls festlich gekleidet war. Jahre später sagte ich zu Miles Davis, er und Gil Evans hätten »Saeta« auf *Sketches of Spain* richtig gespielt. Das sind das Tempo und das Gefühl zu Beginn, wenn alle um den Ring herumlaufen.

Man muss nur ein paar Stierkämpfe gesehen haben, um zu wissen, dass die meisten Stiere, wenn sie in die Arena laufen, in die Mitte stürmen und sich umschauchen, schnaubend und wütend. Doch damals kam einer rein und starrte nur die Toreros an. Er war ganz ruhig, wie ein Kämpfer, der seinen Gegner abschätzt, wie Mike Tyson, bevor er Geld hatte. Dann rannte er los. Aber er sprang über den Zaun – und die Leute sprangen von ihren Sitzen und rannten um ihr Leben!

Irgendwie fingen sie den Stier ein, öffneten das Tor und führten ihn zurück in den Ring. Er lief wieder in die Mitte, blieb stehen und sagte immer noch: »Okay, wer hat den Mumm, es mit mir aufzunehmen?« Ein Stierkämpfer ging mit seinem roten Umhang auf ihn zu. Aber dieser Stier war nicht blöd – er ging nicht auf die Farbe los, sondern auf den Kerl. Der Stierkämpfer kam ihm zu nahe, und ein Horn des Stiers bohrte sich in seine Seite. Sie mussten den Stier ablenken, um den Mann zu retten. Der Bursche überlebte. Was mit dem armen Stier geschah, weiß ich nicht.

Als ich anfang, in die öffentliche Grundschule, die Escuela Central, in Autlán zu gehen, sah ich drinnen viele Bilder von mexikanischen Helden – Padre Miguel Hidalgo, Benito Juárez, Emiliano Zapata –, und die Lehrer erzählten uns von ihnen. Am besten gefielen mir die Geschichten von Juárez, weil er der einzige mexikanische Präsident war, der als Bauer auf dem Feld gearbeitet hatte und ein »echter Mexikaner« war, Halbindianer wie mein Dad. Meine Lieblingslehrer waren die besten Geschichtenerzähler. Sie lasen uns aus einem Buch vor und machten alles lebendig: die Römer und Cäsar, Hernán Cortés und Montezuma, die Conquistadores und die Eroberung Mexikos.

Heute ist es schwierig, über mexikanische Geschichte zu sprechen, denn als Kind lernte ich, dass sie eine Art Karussell war. Alle plünderten das Land der Reihe nach: der Papst, die Spanier, die Franzosen und die Amerikaner. Was die Spanier anbelangt, so konnten sie die Aztekenkrieger mit ihren Musketen nicht besiegen, darum verbreiteten sie Keime, um sie umzubringen. Das konnte ich nie überwinden. Mir wurde Geschichte eindeutig aus dem mexikanischen Blickwinkel beigebracht, darum war ich neugierig auf dieses Land oben im Norden, das von Europäern gegründet worden war, nachdem sie es erst den Indianern und dann uns Mexikanern gestohlen hatten. Unserer Meinung nach wurde David »Davy« Crockett an einem Ort getötet, an dem er nichts zu suchen hatte. Als Nächstes verlor Mexiko sein Territorium von West-Texas bis Oregon. Das alles gehörte ursprünglich zu Mexiko. In unseren Augen hatten wir nie die Grenze überquert. Die Grenze hatte uns überquert.

Amerika kannten wir durch seine Kultur. Meine Mom wollte ihre Heimatstadt verlassen, weil sie in den Filmen von Fred Astaire und Cary Grant eine Welt voller Eleganz und Perfektion sah. Mich informierten Hopalong Cassidy, Roy Rogers und Gene Autry über Amerika. Und *Howdy Doody*. Später lernte ich durch die Musik viel mehr, aber zuerst durch

die Filme. In Autlán gab es kein richtiges Kino, darum wartete man bis zum Abend und hängte ein großes Tuch quer über eine Straße, auf das man Filme projizierte. Es war wie in einem Autokino – nur eben ohne Autos.

Ich hatte immer ein gespaltenes Verhältnis zu Amerika. Mit der Zeit begann ich, Amerika und vor allem die amerikanische Musik zu lieben, aber es gefällt mir nicht, wie Amerika sich rechtfertigt, wenn es sich etwas nimmt, was ihm nicht gehört. Einerseits bin ich dem Land sehr dankbar, andererseits kotzt es mich an, wenn es sich aufbläst und sagt: »Wir sind die Nummer eins in der Welt und ihr nicht!« Ich bin durch die ganze Welt gereist und habe viele andere Länder gesehen, und ich muss sagen: In vielerlei Hinsicht schafft es Amerika nicht einmal in die Top 5.

Ich war kein sehr guter Schüler. Der Unterricht machte mir keinen Spaß. Ich war sehr schnell gelangweilt und konnte nicht still sitzen. Als Kind wollte ich nie herumsitzen und Dinge lernen, die mir nichts bedeuteten. In der Pause durfte ich zum Mittagessen nach Hause gehen. Es war ein langer Weg, den ich aber gerne zurücklegte. Einmal hatte meine Mom Hühnersuppe gekocht, obwohl es draußen heiß war. Ich sagte: »Ich will keine Suppe essen.« Natürlich antwortete sie wie jede Mutter: »Iss sie, du brauchst das.«

Als sie sich umdrehte, warf ich einen Brocken Chilipulver, das auf dem Tisch stand, in die Suppe. »Mom, ich habe einen Fehler gemacht. Ich wollte ein bisschen Chili haben, aber das ganze Ding ist reingefallen.« Sie durchschaute mich sofort. »Iss alles auf.«

»Aber, Mom!« Also aß ich es. Mann, danach lief ich in Rekordtempo zurück zur Schule!

Ich war jung und konnte albern sein, aber ich lernte ständig, besonders draußen in der Welt. In Autlán war ich alt genug, um zu verstehen, dass mein Vater Musiker war und sein Geld verdiente, indem er Geige spielte und sang. Dad spielte Musik, die eine Funktion hatte. Bei Veranstaltungen war es Musik zum Feiern. Wir brauchen fröhliche Musik, zu der wir unsere Gläser heben können. Es ist keine richtige Party, wenn man nicht ein paar Polkas tanzen kann. Es gibt Musik, die jemandem hilft, seinem Mädchen ein Ständchen zu bringen und sie zurückzugewinnen, wenn er etwas vermasselt hat. Und Musik, bei der man sich selbst leidtut und in sein Bier weint – diese Sorte konnte ich nie ertragen, es gibt viel zu viel davon in Mexiko. Ich liebe echte Gefühle und Emotionen in der Musik. Ich glaube, das nennt man Pathos. Ja, ich liebe

den Blues! Aber ich mag keine Musik, bei der man jammert oder sich selbst bedauert.

Mit der Zeit erfuhr ich, welche Art Musik meinem Vater gefiel: vor allem mexikanische Popmusik der Dreißiger- und Vierzigerjahre, Love Songs, die man aus Filmen kannte, und die Balladen von Pedro Vargas, einem kubanischen Sänger, der in Mexiko ein richtiger Star war – »Solamente Una Vez«, »Piel Canela«. Dad spielte diese Melodien sehr überzeugend und bewusst langsam, sowohl allein zu Hause als auch vor Publikum. Das war ihm gleich. Aber er hatte ein großes Repertoire mexikanischer Musik – das brauchte er. Mexikanische Musik ist im Prinzip europäische Musik: deutsche Polkas – uumpah, uumpah – und französische Walzer.

Ende der Vierzigerjahre, etwa zu der Zeit, als ich geboren wurde, verdrängten historische Lieder und all dieses Macho-Cowboy-Zeug – einschließlich Mariachi-Musik – allmählich die andere Musik. Damit hatte mein Dad kein Problem. Er spielte die Mariachi-Klassiker, die alle kannten. Er zog die dazu passenden Kostüme an und trug Hüte mit breitem Rand. Das wollten die Leute hören, dafür wurde man bezahlt. Es ist wie bei vielen anderen Vätern und Söhnen: Er hatte seine Musik, und ich habe meine.

Aber das kam später. In Autlán war ich zu jung, um zu verstehen, was es für uns bedeutete, dass mein Vater Musiker war. Später fand ich heraus, dass er mit seiner Musik nicht nur den Lebensunterhalt der Familie verdiente, sondern auch den einiger Tanten – seiner Schwestern. Auch sein Vater Antonio war Musiker und dessen Vater ebenfalls. Man nannte sie *músicos municipal*, städtische Musiker, die bei Umzügen und offiziellen Feiern spielten und von den örtlichen Behörden bezahlt wurden. Antonio spielte Blechinstrumente, aber er begann zu trinken und konnte dann nicht mehr auf Veranstaltungen spielen. Irgendwann verschwand er. Ich habe ihn nie kennengelernt. Alles, was ich von meinem Großvater väterlicherseits je gesehen habe, ist ein Gemälde, auf dem er wie ein echter, *richtig echter* mexikanischer Indianer aussah: große Nase, wirres Haar. Auf dem Bild spielte er Saxofon in einer Band. So sieht Mexiko für mich aus – das echte Mexiko.

Mein Vater sprach nie über diese Dinge, nicht damals und auch später kaum. Er war eines von zehn Kindern und wuchs in El Grullo auf, einer Kleinstadt auf halbem Weg zwischen Autlán und Cuautla, wo er geboren wurde. Wir waren nur ein paar Mal dort zu Besuch, wenn Mom meinem

Dad um des lieben Friedens willen einen Gefallen tun wollte. Ich weiß noch, dass meine Großmutter mir Angst einjagte. Die Silhouette ihres Schattens an der Wand bei Kerzenschein erschreckte mich zu Tode. Zu meinem Dad war sie zuckersüß, aber uns gegenüber war sie etwas reserviert, auch gegenüber meiner Mutter.

Dort lernten wir auch unsere Cousins kennen, die Kinder meiner Tante. Meine Geschwister und ich lebten zwar in einer Kleinstadt, doch im Vergleich zu ihnen waren wir Großstadtkinder. Sie waren wirklich Kinder vom Land – und das bedeutet, dass wir dort echt etwas dazulernen konnten. Sie sagten: »Kommt her, schaut euch dieses Huhn an. Seht euch seine Augen an ...«

»Warum? Was ist los mit seinen Augen?«

»Es legt gleich ein Ei!«

»Was?!«

Ich hatte bis dahin keinen blassen Schimmer, dass Hühner Eier legen. Und tatsächlich, die Augen des Huhns weiteten sich, es begann zu gackern, und ganz plötzlich – *plopp!* – kam ein dampfendes Ei heraus. Ich dachte: »Wow!« Seit diesem Besuch bei unseren Großeltern wusste ich das – und auch wie Kuhmilch riecht und wie es sich anhört, wenn sie beim Melken in den Eimer schießt. Es gibt nichts Schöneres.

Irgendwann am Nachmittag musste ich dem Drang der Natur folgen. Ich war an Toiletten oder Klohäuschen gewöhnt, aber davon war hier weit und breit nichts zu sehen. Also fragte ich meine Cousins. »Siehst du die Büsche da drüben?«, fragten sie. »Mach's einfach dort.«

»Draußen? Im Ernst?«

»Ja, gleich dort neben den Büschen. Wo denn sonst?«

»Und wie säubert ihr euch?«

»Mit Blättern natürlich.«

Ich sagte nur: »Äh ... okay.«

Also ging ich rüber, um mein Geschäft zu verrichten. Das Nächste, was ich spürte, war ein nasses, haariges Ding, das meinen Hintern anstupste. Ich drehte mich um und bekam den Schock meines Lebens: Es war die Schnauze eines Schweins, und es grunzte und wollte meine Exkremente fressen! Ich rannte weg, immer noch mit der Hose an den Knien, nur um diesem hungrigen Schwein zu entkommen, und meine Cousins und Geschwister kugelten sich auf dem Boden vor Lachen. Sie hatten mich nicht vor den Schweinen gewarnt und mir auch nicht gesagt, dass ich mich beeilen sollte. Seither esse ich keinen Speck mehr.

Als ich sieben Jahre alt war, erreichte meine Familie ihre maximale Größe, und die Lage wurde allmählich schwierig für uns. Wir waren sieben Kinder, vom dreizehnjährigen Tony bis zum Baby Maria; hinzu kamen Chepa und ein kleiner Hund, der wie ein weißer Mopp aussah und keinen Namen hatte. Jemand hatte meine Mom gebeten, auf ihn aufzupassen, und war nie mehr zurückgekommen, um ihn abzuholen. Mein Dad arbeitete härter denn je und versuchte, genug Geld fürs Essen zu verdienen. Er blieb immer länger weg. Ich vermisste ihn andauernd, alle vermissten ihn. Wenn er nach Hause kam, wollten wir alle bei ihm sein, besonders meine Mutter. Trotzdem stritten sie sich – über Geld und Frauen.

Mit den Augen eines Kindes sah ich nur den Streit. Sie schrien einander an, und das hasste ich, weil ich meinen Dad und meine Mom liebte. Ich verstand nicht, warum sie sich so aufführten, und kannte Wörter wie Disziplin und Selbstbeherrschung noch nicht. Es war, als betrachtete ich ein Buch mit Bildern, ohne den Text lesen zu können.

Ich wusste nur, dass sie stritten. Dann verließ mein Dad das Haus, kam um vier Uhr morgens mit ein paar Musikern zurück und brachte meiner Mom draußen auf der Straße ein Ständchen. Man hörte sie kommen, und alle wachten auf. Dad stand genau vor unserem Fenster, spielte Geige und sang »Vereda Tropical«. Das war ihre Versöhnungshymne. Wie B. B. King sang und spielte mein Dad nie gleichzeitig. Er sang eine Strophe – »Why did she leave? You let her go, tropical path / Make her return to me«² –, dann schmückte er die Melodie mit der Geige aus, um sein Anliegen zu unterstreichen.

Wir beobachteten meine Mom, und wenn sie ans Fenster ging und die Vorhänge aufzog, wussten wir: Sie vertragen sich wieder, Gott sei Dank. Es war schön und wir Kinder waren erleichtert. Okay, sie werden sich zusammenreißen. Das passierte so einige Male.

Ich glaube, der Grund für diese Treue war zum Teil die gemeinsame Erfahrung. Sie hatten gelernt, raue Zeiten zu überstehen. Als sie heirateten, konnte meine Mutter überhaupt nicht kochen. Sie war auf einer Ranch mit Dienern und Köchinnen aufgewachsen. Als sie Dad zum ersten Mal Essen servierte, wurde er grob. »Ich arbeite echt hart. Verpölpere kein Geld mehr und setz mir nie wieder diesen Fraß vor. Geh zur

2 »Warum ist sie gegangen? Du hast sie gehen lassen, tropischer Weg / Bring sie mir zurück«

Nachbarin und lass dir von ihr das Kochen beibringen. Oder frag jemand anders.«

Das tat meine Mom. »Ich schluckte meinen Stolz hinunter«, erzählte sie mir. Die Nachbarn trösteten sie: »Mach dir keine Sorgen, Josefina. Wir zeigen es dir. Du gibst hier Schmalz hinein, dann ein kleines Stück Tortilla, und wenn es eine bestimmte Farbe hat, kannst du das Huhn hineinlegen.« Mit der Zeit wurde meine Mom eine großartige Köchin.

Im ersten Jahr ihrer Ehe ging meine Mom noch manchmal mit ihren Babys zurück nach Cihuatlán. Das geschah einige Male, bis mein Großvater sagte: »Hör zu, das ist das letzte Mal. Ich nehme dich auf, wenn du hierbleibst. Aber wenn du zu ihm zurückgehst, will ich nichts davon hören, dass er dich schlecht behandelt. Du musst dich entscheiden.«

Meine Mutter entschied sich: Sie blieb in Autlán.

Nach ein paar Jahren fand mein Dad mehr Gnade vor meinem Großvater, und er lud die ganze Familie ein, ihn auf seiner Ranch zu besuchen. Einmal, erzählte mir meine Mom, versammelte ihr Vater seine Arbeiter und meinen Dad im großen Zimmer.

Großvater wollte meinem Dad einen Streich spielen. »José, möchtest du eine Kokosnuss haben?«

»Sí, *gracias*, Don Refugio.« So nannten sie meinen Großvater.

Er drückte meinem Dad eine Machete und eine Kokosnuss in die Hand. »Also, dann mal los!« Dad wusste nicht, wie er die Machete halten sollte, also begann er auf das Ding einzuhacken und richtete eine ziemlich Schweinerei an. Alle lachten. Meine Mom durchschaute sofort, was ihr Vater vorhatte. Sie ging dazwischen und sagte: »Lass das, José. Du schneidest dir in die Finger. Du bist Musiker.« Dann öffnete sie den Instrumentenkoffer meines Vaters, nahm die Geige heraus und reichte sie meinem Großvater. »Okay, jetzt spielst du uns ein Lied.« Natürlich konnte er es nicht.

Alle waren verduzt. In der damaligen Zeit kritisierte man seine Eltern nicht. Aber ihr gefiel nicht, wie ihr Vater sich benahm, und sie wollte ihm etwas klarmachen. Meine Mom war wirklich außergewöhnlich.

Es dauerte Jahre, bis wir Kinder die Geschichte ihrer Familie zusammenstückeln konnten. Ab und zu war meine Mom gesprächiger und gab uns ein paar Informationen, zum Beispiel dass sie eines von acht Kindern und bei ihren Großeltern aufgewachsen war. Das kam in Mexiko oft vor: Einige Kinder wurden für eine Weile zu ihren Großeltern geschickt, dann kamen sie zurück nach Hause. Sie sagte uns nie, warum

sie als Einzige in der Familie weggeschickt worden war. Aber sie hatte schon in jungen Jahren einen starken Willen und nahm kein Blatt vor den Mund. Ich glaube, ihre Großmutter hörte sich ihre Meinung gerne an und erlaubte ihr, offen zu sprechen, und verwöhnte sie ein bisschen. Deshalb bekam sie Ärger, wenn sie nach Hause kam und dort das Gleiche versuchte. Außerdem stand sie dort nicht mehr im Zentrum der Aufmerksamkeit.

Meine Mom erwähnte, dass ihr Vater wohlhabend war und dass er nach dem Tod ihrer Mutter nicht wusste, wie man sein Geld zusammenhält. Meine Großmutter starb Anfang der Fünfzigerjahre, als ich noch ganz klein war, daher habe ich keine Erinnerung an sie. Großvater begann Leuten Geld zu borgen, die es nicht zurückzahlen konnten, was seine Frau nie erlaubt hätte. Sie war für die Finanzen der Familie zuständig gewesen. Das habe ich von meiner Mom erfahren. Andere Leute erzählten mir, meine Großmutter sei an einer Darmkrankheit gestorben, nachdem sie herausgefunden hatte, dass ihr Mann mit einem ihrer Hausmädchen ein Kind hatte. Von da an ging alles bergab, und meine Mom stand mit ihrem Vater und seiner Geliebten auf Kriegsfuß.

Später erfuhr ich von meiner Mom, dass das Zusammenleben mit meinem Vater ebenfalls nicht leicht war. Er war ein Ehemann vom alten Schlag. Mom erzählte mir, was er gesagt hatte, als sie beschlossen hatten zu heiraten: »Du wirst nie einen Ring oder eine Postkarte oder Blumen oder etwas Besonderes zum Geburtstag oder zu Weihnachten bekommen.« Dann deutete er auf sich und fügte hinzu: »Ich bin das Geschenk. Solange ich zu dir nach Hause komme, ist das alles, was du kriegst.« Ich sagte: »Verdammt, Mom, das ist ziemlich krass! Würdest du es noch einmal machen?«

»Ohne zu zögern. Ich wollte immer einen richtigen Mann haben. Er ist ein richtiger Mann.«

Meine Mom ließ sich nie mit einem anderen Mann ein. Sie tanzte vielleicht sieben Mal mit meinem Dad, wenn überhaupt – aber mit einem anderen tanzte sie nie. Und er gab ihr nie einen Ring. Ich verstehe das nicht, und ich bin sicher, dass viele Frauen heute darüber den Kopf schütteln würden. Allerdings sind die meisten Frauen, die ich kenne, nicht in jener Generation oder Kultur aufgewachsen und haben nicht erlebt, was sie erleben musste.

Meine Schwester Laura erzählte mir Jahre später, als sie in San Francisco einen Schönheitssalon besaß, dass unsere Mutter bei ihr gewesen

sei, um sich die Haare und die Nägel machen zu lassen. Die anderen Frauen hätten sich unterhalten und eine Dame habe sich über ihre Ringe ausgelassen: »Seht her, den hier habe ich von meinem ersten Mann bekommen und diesen da von meinem zweiten ...« Jemand sagte: »He, Josefina, uns ist aufgefallen, dass du gar keinen Ring hast.« Sie schaute die Damen an und sagte nur: »Ich habe vielleicht keinen Ring, aber ich habe immer noch meinen Mann.«

In Autlán konnte mein Dad anscheinend nicht anders, als fremdzu-gehen – er liebte eben Frauen, und die Frauen liebten ihn. Er war ein charismatischer Mann, der mit Frauen umgehen konnte. Er wusste, dass ihnen seine Musik gefiel. Jeder gute Musiker weiß das und kann es sehen. Auch ich. Wenn du mit dem Herzen spielst wie mein Dad, kannst du die Herzen der Frauen im Sturm erobern. Du musst nicht einmal gut aussehen, Mann. Spiel einfach mit dem richtigen Teil deiner Seele, und auf einmal fühlen sich die Frauen ebenfalls schön. Er gehörte zu einer Generation, in der das Machogehabe sehr verbreitet war. Wer viele Frauen hatte, bewies damit, dass er ein echter Mann war.

Natürlich sah meine Mom das anders. Sie ließ diese Macho-Ausrede nicht gelten, und Dads Verhalten führte zu Spannungen zwischen ihnen. Sie setzte den Kampf auch außerhalb des Hauses fort. Ihr war egal, wer es mitbekam.

Eines Abends, gegen sechs oder sieben Uhr, rief sie: »Carlos, komm her!« Sie machte mich sauber und kämmte mir das Haar.

»Wohin gehen wir?«, fragte ich.

»In die Kirche.«

»Aber heute ist nicht Sonntag.«

»Widersprich mir nicht.«

Okay, dann gehen wir eben in die Kirche.

Als wir beide fertig waren, stürmten wir aus dem Haus, als würde es in Flammen stehen. Meine Füße berührten kaum den Boden, so schnell lief sie. Wir gingen an der Kirche vorbei. »Mom, die Kirche ist dort drüben.«

»Weiß ich.«

Okay.

Zwei oder drei Straßen weiter blieben wir plötzlich vor einem Geschäft stehen. Wir warteten draußen, bis der letzte Kunde gegangen und die Dame hinter der Theke allein war. Dann ging meine Mom rein und sagte: »Mein Name ist Josefina Santana, und ich weiß, dass Sie mit

meinem Mann rummachen.« Dann packte sie die Frau an ihren langen, schönen Zöpfen, zog sie über die Theke auf den Boden, drückte ihr ein Knie in den Nacken und verpasste ihr eine Tracht Prügel.

Wissen Sie, wenn Sie zu einem Boxkampf gehen, hört es sich ganz anders an, als wenn jemand im Fernsehen verdroschen wird. Es ist anders, wenn es vor Ihren eigenen Augen geschieht – das vergisst man nie. Dann verließ Mom den Laden, ergriff meine Hand, und wir gingen ebenso schnell wieder nach Hause, wie wir gekommen waren. Meine Mom war stark. Natürlich erfuhr mein Dad, was passiert war. Er kam nach Hause, und sie hatten eine üble Auseinandersetzung. Und ich meine eine richtig handgreifliche. Er schloss die Tür ihres Zimmers, und es war schrecklich. Wir Kinder hatten Angst; wir hörten alles, konnten aber nichts tun.

Jahre später erzählte mir meine Mom Geschichten, die ziemlich brutal waren. Sie brauchte sie mir gar nicht zu erzählen – ich erinnerte mich an den Lärm und an meine Machtlosigkeit. Ich sagte: »Ich verstehe nicht, warum du so lange bei ihm geblieben bist.« Später wurde mir klar, dass es hauptsächlich zwei Dinge gab, die meinen Dad auf die Palme brachten: wenn Mom eifersüchtig wurde und wenn sie sich zwischen ihn und seine Familie stellte. Dad liebte seine Mutter und seine Schwestern und sorgte für sie, wenn er konnte. Aber meine Mom war der Meinung, dass er sich um seine eigene Familie kümmern müsse, und manchmal, wenn mein Dad einen Brief von ihnen bekam, öffnete meine Mom ihn und fing an, mit Dad zu streiten. Er wurde wütend, weil sie seine Post öffnete und sich in seine Angelegenheiten einmischte, und – *wumm!* – schon knallte wieder die Tür zu, und wir hörten sie streiten.

Als wir nach Tijuana gezogen waren, kam Tony einmal nach Hause, um etwas zu holen, was er vergessen hatte, und er bekam die ganze Sache mit. Er war alt genug, um einzuschreiten. Er trat die Tür ein und hob meinen Dad hoch, sodass seine Beine in der Luft baumelten. Wahnsinn. Sie starrten einander an. Tony hielt unseren Dad fest umklammert und sagte: »Fass meine Mom *nie wieder* so an.« Dann ließ er meinen Dad langsam wieder runter und ging hinaus. Es war totenstill im Haus. So ist mein Bruder Tony.

Zum letzten Mal passierte so etwas in San Francisco. Dad ging auf Mom los, und sie packte eine große schwarze Bratpfanne. »Nein, José. Wir sind jetzt in Amerika«, sagte sie. »Probier es, und du wirst es bereuen!«

Ich glaube, der Kreislauf der Gewalt muss aufhören, und jeder von uns muss sein Möglichstes tun, damit er aufhört. Oft sind Angst und Unwissenheit die Ursache der Gewalt – und das Wort, das ich aufrichtig hasse, lautet: *macho*. Denn *macho* ist Angst, die Angst, »weibisch« zu sein, nicht männlich genug; die Angst, für schwach gehalten zu werden. Sie gleicht dem schlimmsten Virus. Die Infektion beginnt in der Familie und breitet sich auf der Straße und in der ganzen Welt aus. Gewalt muss dort beendet werden, wo sie anfängt: zu Hause.

Um ehrlich zu sein, ich habe ein Mal eine Frau geschlagen.

Als ich zum ersten Mal von zu Hause wegging, zog ich bei einer Frau ein, die zwei Kinder hatte, und eines Abends zofften wir uns. Sie drehte ein wenig durch und ich ebenfalls. Ich versuchte, einen handfesten Streit zu verhindern, doch im nächsten Moment flogen auf beiden Seiten die Fäuste. Bis zum heutigen Tag frage ich mich, warum ich nicht einfach weggegangen bin. Wäre doch kein Problem gewesen.

Damals hatte ich meine vier Schwestern und meine Mom. Heute habe ich eine Exfrau, eine neue Frau und zwei Töchter, und ich möchte nicht, dass *irgendjemand* sie so behandelt. Ich möchte nicht einmal, dass irgendjemand so behandelt wird, egal ob Mann oder Frau. Als Männer haben wir Kraft, aber diese Kraft bedeutet Verantwortung. Ich glaube, darüber sollte man wieder in den Schulen sprechen: wie man mit sich selbst und mit anderen umgeht.

Mir passierte das nur dieses eine Mal. Das genügte, um mir zu zeigen, dass ich im Begriff war, diesen falschen Weg des Macho-Schwachsinn zu gehen. Dass das alles vor den Augen ihrer beiden Kindern passiert war, machte mich krank, und ich musste daran denken, wie ich mich als Kind in Autlán gefühlt hatte, wenn mein Dad meine Mom schlug.

Ich frage mich immer noch, wie viel von meinem Dad in mir steckt. Ich danke ihm dafür, dass er mir durch sein Beispiel gezeigt hat, was ich tun soll und was ich *nicht* tun soll.

Meine Mom hörte nie auf, sich über Frauen zu ärgern, die eine Affäre mit Dad hatten. Einmal hatte sie sogar vor, kochendes Wasser über eine dieser Frauen zu schütten. Chepa hielt sie mit Mühe davon ab und verhinderte dadurch, dass meine Mutter im Gefängnis landete. Wenn die Eifersucht meine Mom überwältigte, dachte sie nicht an ihre Kinder; sie wollte am liebsten jede Frau grün und blau prügeln, die zwischen sie und ihren Mann trat. Ich bin sicher, dass die ganze Stadt aufatmete, als wir wegzogen – vor allem die Frauen.

Das Folge war, dass mein Dad noch seltener nach Autlán kam. Er verdiente in den Städten rund um Jalisco immer weniger Geld, und er mochte Mexiko City nicht, darum unternahm er immer längere Reisen, bis nach Tijuana im Norden, an der Grenze zu den USA. Das war Mitte der Fünfzigerjahre, und Tijuana war eine große Partystadt, in der es viel Arbeit für Musiker gab. Er fuhr hin, und wir bekamen einen Brief mit etwas Geld und manchmal ein Foto. Auf einem dieser Fotos stand er neben Roy Rogers und Gilbert Rolland, einem mexikanischen Schauspieler, der damals ein Star in Hollywood war. Ich trug dieses Bild immer in meiner Gesäßtasche bei mir. Wenn ich mit dem Fahrrad unterwegs war, zog ich das Foto oft heraus, betrachtete es und zeigte es allen Leuten. »Seht euch das an!«, sagte ich. »Nicht anfassen – du machst es noch kaputt, Mann.«

Mein Vater hatte keine stabile berufliche Laufbahn. Manchmal stellte er eine Gruppe zusammen, reiste mit ihr wie mit einer Karawane zu einem Hotel, und dort traten sie ein paar Wochen auf. Es war eine große Gruppe aus acht oder neun Männern. Oft war er alleine unterwegs. Dann fuhr er mit dem Bus in eine neue Stadt, suchte Musiker, stellte ein Trio oder ein Quartett zusammen, und sie spielten zusammen auf dem Marktplatz. Sie klapperten Restaurants ab und fragten, ob sie drinnen oder draußen spielen oder von Tisch zu Tisch gehen durften. Oder sie suchten das beste Hotel in der Stadt und fragten, ob sie dort spielen durften. »Nein, tut uns leid, wir haben schon eine Band für heute Abend.« Oder: »Ja, okay, wir haben gerade niemanden, kommt rein.«

So lief das damals. Keine Plakate, keine Werbung im Voraus, kein Kartenverkauf, keine Kasse. Das ganze Geschäft spielte sich an Ort und Stelle ab – sie baten Touristen um fünfzig Cent oder einen Dollar für einen Song und baten das Restaurant, der Band Essen zu geben, wenn alle zufrieden waren. Dann setzten sie sich wieder in den Bus oder bei einem der Musiker aufs Sofa. »Hier sind die Leute anscheinend ein bisschen träge. Sollen wir es in Tecate probieren? Vielleicht in Nogales?« Dann ging die Busfahrt weiter.

So verdiente mein Dad sein Geld: Er bat darum, spielen zu dürfen. Ich bewundere ihn aufrichtig dafür, dass es ihm gelang, daraus einen Beruf zu machen, Geld zu verdienen und uns zu ernähren. Das war sicher nicht leicht.

Nach einer Weile schien er öfter unterwegs zu sein als bei uns zu Hause. Als wir in Autlán wohnten, blieb mein Dad bald monatelang weg. Jahre später, als ich mit Santana auf Tour war und die Leute meinten,

ich sei so lange von meiner Familie getrennt, sagte ich oft: »Ach was, so schlimm ist es nicht.« Als meine Kinder aufwuchsen, war ich vier oder fünf Wochen unterwegs, aber das war das Äußerste. Ich lernte aus meinen Erfahrungen in Mexiko. Ich glaube, im Vergleich zu meinem Dad war ich ziemlich ausgewogen.

Einmal war ein Jahr vergangen, als Dad plötzlich zurückkam. Ich war so glücklich und stolz. Er nahm mich mit, wenn er auf seinem Fahrrad durch die Stadt fuhr. Ich saß hinter ihm und hielt mich an seinem Gürtel fest – er trug einen dünnen goldenen Gürtel, der damals sehr modisch war. Ich liebte seinen Geruch: Mein Vater benutzte eine spanische Seife namens Maja. Ich kann mich heute noch an diesen Duft erinnern.

Ich war so stolz. Er winkte den Leuten zu, und sie grüßten ihn, als wäre er ein heimgekehrter Held. »Oh, Don José!«

»He, wie geht es dir?«

Alle paar Minuten hielt uns jemand an. »Erinnerst du dich an mich? Du hast auf meiner *Quinceañera* gespielt!« Oder: »Du hast bei meiner Taufe gespielt!«

»Ja, natürlich. Bitte grüß deine Familie von mir.«

»Danke, Don José. Dürfen wir ein Foto machen?«

Ich lernte früh, dass ich meinen Dad mit anderen teilen musste: mit meiner Familie, mit seiner Arbeit und mit seinen Fans. Auch meine Geschwister wussten das. Meine Schwester Maria erzählte mir, sie habe Dad manchmal gefragt, ob er die Leute kenne, die ihn anhielten, um Hallo zu sagen. »Nein«, habe er geantwortet, »aber sie freuen sich darüber«. Das habe ich nie vergessen, und ich erwähnte es in der Grabrede, die ich 1997 bei seiner Beerdigung hielt.

Als ich acht Jahre alt war, hatten wir meinen Dad seit fast einem Jahr nicht mehr gesehen, und wir lebten nicht mehr in der Stadtmitte von Autlán, sondern im schlimmsten Viertel, nur ein paar Straßen vom Stadtrand entfernt. Es war ein kleines Haus mit zwei Räumen, gefüllt mit *cooties* – das sind Läuse. Ich hatte *chinchies* und *pulgas* – Bettwanzen und Flöhe. Dann kam ein Brief von meinem Dad mit einem großen Scheck, und meine Mutter hatte die Nase voll von diesem Haus. Es war Zeit umzuziehen.

Es schien beinahe so, als wolle Dad uns loswerden. »Hier ist etwas Geld für die Miete. Vielleicht willst du auch einen Herd kaufen oder

sonst etwas.« Meine Mom nahm den Brief ins Stadtzentrum mit, wo alle Taxifahrer herumhingen. Sie kannte einen Typen namens Barranquilla, einen guten Bekannten meines Vaters. Sie sagte, José habe ihr diesen Brief und Geld geschickt und wolle, dass Barranquilla die Familie nach Tijuana bringe. »Er will, dass ich dir die Hälfte gebe. Den Rest und mehr wird er dir geben, wenn wir dort sind. Nimm das Geld und hol uns am Sonntag ab, okay?«

Natürlich fand Barranquilla das seltsam, weil mein Dad ihm nichts davon gesagt hatte. Er wollte den Brief lesen. Meine Mom tat, als habe er völlig den Verstand verloren. »Nein! Den darfst du nicht lesen – da stehen persönliche Dinge drin! Spinnst du, oder was?«

Das war an einem Donnerstag oder Freitag. Meine Mom begann alles zu verkaufen, was nicht niet- und nagelfest war – die Möbel und alle anderen Sachen. Sie brachte etwas Essen für die Reise und ein bisschen Geld zusammen, zumindest genug, um das Benzin zu bezahlen. Am Sonntag weckte sie uns und sorgte dafür, dass wir uns wuschen, anzogen und gut aussahen. Barranquilla kam mit seinem Auto, das wie ein großer Panzer aussah – es war eine dieser großen amerikanischen Limousinen, die man noch, noch ehe man sie sah. Meine Geschwister und ich machten große Augen. »Wohin fahren wir, Mom?«

»Zu eurem Dad«, sagte sie. Ich glaube, nur Tony und Laura wussten an diesem Morgen, dass wir auszogen.

Meine Mutter setzte meine vier Schwestern, meine Brüder, Chepa, den Hund und mich in den Wagen und sagte: »*Nos vamos*.« Es war halb sechs am Morgen. Wir fuhren zu einem Mann, den wir seit einem Jahr nicht gesehen hatten. Wir hatten genug Geld für die Hinfahrt, aber keine Garantie, dass wir ihn finden würden. Ich schaute durch die Heckscheibe und sah die Stadt kleiner werden. Wir fuhren nach Osten. Eine Reise nach Westen hätte uns an die Küste geführt. Die Straße nach Osten teilte sich nach einer Weile: eine Abzweigung führte nach Guadalajara, die andere nach links Richtung El Norte. Dies war die Straße, die allerlei Möglichkeiten eröffnete und uns ein gutes Leben verhieß – in El Norte. Tijuana? Wen kümmerte es, dass diese Stadt auf der mexikanischen Seite der Grenze lag. Für meine Mom *war* Tijuana Amerika. Wir würden wieder mit Dad zusammen sein, und wir fuhren nach Amerika. Das war der Weg, den wir wählten.

Kapitel 2



Ich in der Grundschule, 1954

In Tijuana ging ich sehr früh am Morgen, kurz nach Sonnenaufgang, zur Schule. Gleich außerhalb der Stadt sah ich eine Menschenschlange – Indios und Mestizos –, die sich wie eine Prozession in die Berge hinaufbewegte, wo die Leute roten Lehm holten. Sie nahmen die Lehmbrocken mit nach Hause, vermischten sie mit Wasser und formten daraus etwa sechzig Zentimeter hohe Figuren. Nach dem Trocknen wurden sie bemalt und ausgeschmückt – und fertig war die Jungfrau von Guadalupe, die Schutzheilige aller Mexikaner. Die Statuen sahen wirklich schön aus, wenn sie fertig waren.

Dann brachten sie die Figuren in die Stadt und verkauften sie vor der Kathedrale Our Lady of Guadalupe im Stadtzentrum an Touristen. Oder sie gingen mitten auf der Straße zwischen den Autos hin und her, wo sie auch

Orangen und andere Dinge verkauften. Die Leute kauften die Figuren, nahmen sie mit nach Hause, stellten Blumen und Kerzen dazu und beteten aus tiefstem Herzen zu diesen kleinen Statuen. Wer weiß, ob ihre Gebete erhört wurden oder nicht? Wenige Tage davor waren die Figuren ja auch nichts weiter als roter Lehm aus den Bergen gewesen.

Als ich in Tijuana ankam, war ich ein mexikanisches Kind wie viele andere. Ich war nur Rohmaterial, Mann. Ich hatte wenig Hoffnung, je irgendwo anders hinzugehen oder irgendwann besser zu leben. Alles, was aus mir wurde – ein Musiker und ein Mann –, kristallisierte sich in dieser Grenzstadt heraus. Miles Davis machte mir ein Kompliment, das für ihn typisch war: »Du bist kein kleiner Mexikaner, der mit dem Schwanz zwischen den Beinen rumläuft, sich dafür entschuldigt, Mexikaner zu sein, und um Erlaubnis bittet, einen Führerschein zu bekommen.« Diese Art Bestätigung und Anerkennung ist mir mehr wert als jede andere.

Noch etwas sagte Miles Davis zu mir: »Ich bin mehr als ein kleiner Bursche, der ein bisschen Blues spielt.« So denke ich auch. Ich bin alle Tiere im Zoo, nicht nur die Pinguine; ich bin alle Rassen, nicht nur Mexikaner. Je mehr ich mich spirituell entwickle, desto weniger Nationalstolz empfinde ich für Mexiko, die Vereinigten Staaten oder irgendeinen anderen Ort.

Ich bin sicher, dass viele Leute sich darüber aufregen, nach dem Motto »Du vergisst deine Wurzeln. Du bist kein Mexikaner mehr«. Aber meine Identität ist immer noch der Boden, auf dem ich arbeite. Ich versuche so zu leben, dass ich mit größerem Recht sagen kann: »Ich bin stolz, ein menschliches Wesen auf diesem Planeten zu sein, egal welche Sprache ich spreche und in welchem Land ich Steuern zahle. Ich bin vom Licht gekommen und werde zum Licht zurückkehren.«

Diese Marienfiguren haben etwas ganz Besonderes an sich – man erkennt sie sofort. Als Santana berühmt wurde und wir auf Welttournee gingen, begegnete ich diesen Figuren in Amerika, in Europa – und einmal sogar in Japan. Jemand war in Tijuana gewesen und hatte eine Figur gekauft und mit nach Hause genommen. Es war wie ein Wiedersehen mit einem alten Freund.

Die Fahrt von Autlán nach Tijuana fand im August 1955 statt, gleich nach meinem Geburtstag, und sie dauerte fast fünf Tage. Es dauerte so lange, weil nicht alle Straßen befestigt waren. Ich erinnere mich an jeden dieser Tage, als wäre er eine Woche lang gewesen. Es war heiß, und wir waren im Auto zusammengepfercht, und es

wurde nicht viel besser, wenn wir mal anhielten. Barranquilla war die ganze Zeit schlecht gelaunt und beklagte sich andauernd. Dann sagte meine Mom: »Dafür habe ich keine Zeit. Regle das mit José.«

Es gab keine Hotels oder Motels auf dem Weg, aber wir hatten ohnehin nur Geld für Benzin. Also schiefen wir in der Wüste unter den Sternen und fürchteten uns vor Skorpionen und Schlangen. Das Essen wurde knapp. Darum versuchte meine Mom jedes Mal, wenn wir irgendwo hielten, etwas Essbares zu kaufen. Wir mussten in Fernfahrerkeipeen essen, in denen das Essen furchtbar schmeckte. Ich habe seither nie wieder Bohnen gerochen oder gegessen, die dermaßen ranzig waren. Wie kann man denn bitte ein Bohnengericht verpfuschen? Ich kapiere das bis heute nicht – es ist, als verpfusche man Müsli. Von diesen ekligen Frijoles wurden einige von uns richtig krank. Also tranken wir jede Menge Dosensäfte von Kern's. Ich kann mich noch gut an dieses sandpapierähnliche Gesöff erinnern. Von diesen Säften habe ich ein für alle Mal die Schnauze voll.

Ich weiß heute noch, welche Musik damals im Radio lief – es war vor allem Pedro Vargas. Er hatte die besten Trompeter der damaligen Zeit, sie konnten hoch und tief spielen wie Mexikaner. Vargas sang nur romantische Lieder, aber im Grunde ging es um Sex.

Wir kamen an einen großen Fluss und mussten mit dem Auto auf ein Floß fahren, das nur aus einigen Baumstämmen bestand und an einem Seil ans andere Ufer gezogen wurde. Barranquilla sagte, am Abend zuvor habe es flussaufwärts geregnet und der Wasserpegel würde bald steigen. Wenn wir den Fluss nicht sofort überquerten, müssten wir weitere drei Tage warten, ehe wir an eine Überfahrt auch nur denken könnten. Mann, es war beängstigend. Das Wasser wurde bereits wilder, aber meine Mom wollte unbedingt weiterfahren.

Wir kamen nachmittags, gegen halb drei, in Tijuana an. Mom kannte die Anschrift meines Vaters, sie stand auf seinem Brief. Wir fuhren dorthin, und wenn mein Bruder Tony es richtig in Erinnerung hat, stiegen er und meine Mom aus und befahlen uns, im Wagen zu warten. Ich hingegen erinnere mich daran, dass wir alle aus dem Wagen taumelten, müde, hungrig und mürrisch. Wie dem auch sei, ich weiß, dass wir alle dringend ein Bad brauchten. Mom klopfte an die Tür, und niemand antwortete. Sie klopfte wieder, und eine Frau öffnete. Im Rückblick bin ich ziemlich sicher, dass sie eine Prostituierte war.

Um ehrlich zu sein, wusste ich damals nicht, was eine Prostituierte oder ein Flittchen oder dergleichen ist. Ich kannte noch nicht einmal die

se Worte. Das kam viel später. Aber ich fand, dass sie aussah wie etwas, was die Katze ins Haus geschleppt hat, und ich wusste genug, um sagen zu können, dass sie nicht wie meine Mutter war. Meine Mom benahm sich ganz anders.

Diese Frau schrie meine Mom an: »Was wollen Sie?« Meine Mutter bot ihr die Stirn. »Ich will mit meinem Mann sprechen, José. Das sind seine Kinder.«

»Hier gibt's keinen José.«

Wumm! Sie knallte die Tür zu. Meine Mom brach weinend zusammen. Ich spüre es noch in meinen Eingeweiden. Sie weinte und wollte aufgeben und gehen, und wir alle fragten uns, was mit uns passieren würde. Wir sahen die Verzweiflung in unseren Augen.

Es war an der Zeit, dass noch ein Engel auftauchte, zur rechten Zeit und am rechten Ort, und zu uns sagte: »Gebt nicht auf.« Diesmal kam er in Gestalt eines Säufers, der neben dem Haus lag und schlief. Der Lärm weckte ihn, und er fragte: »Was is'n hier los?«

»Ich suche meinen Mann José, und das ist die einzige Adresse, die ich habe«, sagte meine Mom.

»Haben Sie 'n Foto?«

Sie zeigte ihm eines, und er sagte: »Doch, doch, der is' drinnen.«

Also klopfte Mom noch einmal an die Tür. Wieder kam die Frau heraus und kreischte. Und dieses Mal weckte sie mit ihrem Geschrei meinen Dad auf. Er kam heraus und sah zuerst mich. Dann sah er alle anderen, und ich beobachtete, wie sein Gesicht anfing, wie eine Schüssel voller M&Ms auszusehen – ich meine alle Regenbogenfarben: rot, blau, gelb, grün. Sein Gesicht durchlief alle Emotionen und alle Farben.

Dad packte meine Mom am Arm. »Frau, was tust du hier?«

»Fass mich nicht so an!« Und schon ging es los.

Ich bin immer wieder verwundert, wenn ich daran denke, was für einen stahlharten Willen meine Mom hatte. Sie ließ sich nicht beirren, nicht einmal wenn ihre Freunde und Angehörigen sagten, sie sei verrückt und habe keine Ahnung, was in Tijuana vor sich gehe. »Du spinnst – was ist, wenn er dich nicht zurückhaben will?«

»Oh, er wird mich zurücknehmen. Und wenn nicht, muss er mir in die Augen schauen und es mir sagen. Und er muss den Kindern in die Augen schauen.«

Dad verschaffte uns über einen Bekannten eine Unterkunft. Das Haus war noch im Bau, es hatte noch keine Fenster und Türen und stand in

der Colonia Libertad, im schlimmsten Teil der Stadt – Ghetto, Ghetto, Ghetto. Dieses Viertel gibt es heute noch. Wir kamen vom Ghetto in Atlán ins Ghetto von Tijuana. Zunächst wohnte mein Dad nicht bei uns. Meine Mom war stinksauer. Er besuchte uns ab und zu und brachte uns einen Beutel voller Lebensmittel, aber er blieb immer nur kurz.

Doch letzten Endes verließ er die andere Frau, und wir waren wieder alle zusammen. Später ging es langsam aufwärts. Wir wohnten in besseren Häusern mit Strom und fließend Wasser. Aber ich weiß noch, dass dieser Sommer 1955 so heiß war, dass wir einfach nicht schlafen konnten. Wir waren die ganze Zeit müde und schlecht gelaunt und hatten überhaupt kein Geld. In der Nähe gab es Felder mit großen Tomaten und Wassermelonen, und dort schlemmten wir Kinder nachts. Ich glaube, die Eigentümer drückten ein Auge zu, weil sie wussten, dass wir hungrig waren.

Meine Mom und alle anderen Frauen in diesem Teil von Colonia Libertad wuschen mit dem Wasser eines einzigen Brunnens. Sie schleppten große *cubas* herbei, Waschzuber voller schmutziger Kleider, und arbeiteten mit Waschbrettern. Das Wasser roch nach Schwefel, so tief war der Brunnen. Irgendwann wurde mir schlagartig bewusst, dass wir keine Wasserleitungen hatten – dabei *sollten* wir welche haben. Dann bräuchte Mom unsere Kleider nicht mehr draußen mit diesem schmutzigen Wasser zu waschen. Ich sagte zu ihr: »Mom, wenn ich groß bin, kaufe ich dir dein eigenes Haus und einen Kühlschrank und eine Waschmaschine.« Sie wusch einfach weiter und tätschelte mir den Kopf. »Das ist lieb, *mijo*, das ist wirklich lieb.« Dann widmete sie sich wieder ihrer Wäsche.

He, sie nimmt mich gar nicht ernst!, dachte ich. Aber ich *werde* es tun. Natürlich wusste ich damals nicht, wie ich das anstellen würde; ich war ja erst acht Jahre alt. Aber ich gab meiner Mom und mir selbst damals ein Versprechen. Nur fünfzehn Jahre später war es dann so weit: Es war so schön, als mein Traum sich 1970 erfüllte – mit meinen ersten Tantiemen für das erste Santana-Album. Selbst als alle ihren Anteil bekommen hatten – Buchhalter, Manager, Anwälte –, war genug übrig, um mein Versprechen einzulösen. Ich wusste, dass ich Mom und Dad sehr glücklich machte. Zum ersten Mal dachten sie: Vielleicht ist er doch kein Spinner. Sie hatten geglaubt, ich sei komplett von der Rolle, weil ich Gras geraucht und mich mit Hippies herumgetrieben hatte. Bis zum heutigen Tag kann ich nicht an ihr Haus in San Francisco denken, ohne gleichzeitig an diesen ekligen Brunnen in Tijuana zu denken. Es fühlt sich immer noch gut an, dass ich mein Versprechen halten konnte.

Trotz all dieser Umstände war der Umzug von der Kleinstadt Autlán nach Tijuana angenehm. Alles war neu und aufregend – einfach anders. Ich erinnere mich gerne daran, wie ich mit Murmeln spielen lernte. Mein Bruder Tony brachte es mir bei; er war ein richtig guter Spieler. Für mich sahen sie wie Diamanten aus – ich hielt sie oft vor die Sonne und schaute, wie sie funkelten.

Auch das Essen war in Tijuana anders als in Autlán, weil ich heranwuchs und mein Geschmack sich ebenfalls änderte: von süß zu pikant. Es gab *pozole*, einen Eintopf, den meine Mom immer aß, wenn sie schwanger war – das und Tamale. Es gab *Mole*-Soße, die wie Schokolade ist, aber nicht süß, und *Pipian*-Soße, mehr orangefarben und aus Kürbiskernen gemacht. Mann, wie sie das Huhn mit diesen Soßen strecken konnte! Ihre Krabben waren großartig, ebenso ihre *chili rellenos* mit Teigmantel und gebratenem Käse als Füllung – nur sehr wenige Leute wissen, wie man sie zubereitet, ohne dass sie pampig werden und komisch aussehen. Meine Mom war perfekt darin, und sie war eine Expertin für *machaca*, gehacktes Rindfleisch mit Eiern und so viel scharfem Gewürz, dass einem ganz heiß wurde. Wir spülten es mit *agua de Jamaica* hinunter, einem Tee, der mit Hibiskusblüten zubereitet wird und wie Cranberry-Saft schmeckt, nur besser.

Ich erinnere mich auch daran, dass ich damals anfang, mehr Musik zu hören als je zuvor. Das Restaurant gleich gegenüber hatte eine sehr laute Jukebox, aber keine Fenster. Man kann sich vorstellen, dass es sich anhörte, als stünde das Ding direkt im Nebenraum. Dies war der Sommer von Pérez Prado – »Cherry Pink and Apple Blossom White«. Er war Kubaner, lebte aber in Mexiko. Viele Kubaner kamen rüber, nahmen Platten auf und wurden Stars in Mexico City und dann Megastars auf der ganzen Welt. Diese Mambos klangen so gut. Es war ein Ozean aus Trompeten.

Mitte der Fünfzigerjahre war Tijuana eine Stadt mit zwei Gesichtern, je nachdem auf welchem Weg man hineinkam. Für Amerikaner, die Richtung Süden fuhren, war es eine Stadt der Vergnügungen, ein zweites Las Vegas. Es gab Nachtclubs und Rennbahnen, lange Nächte und Spielkasinos. Hier feierten die Soldaten und Seeleute aus San Diego Partys, ebenso wie Schauspieler aus Hollywood. Tijuana hatte hübsche Hotels und Fünf-Sterne-Restaurants, zum Beispiel im Hotel Caesar, wo der berühmte Caesar Salad erfunden wurde.

Wir fuhren in nördlicher Richtung in die Stadt. Für uns hätte Tijuana ebenso gut in den Vereinigten Staaten liegen können. Es spielte keine Rolle, dass wir die Grenze nicht überschritten hatten. Die Stadt schmeckte nach Amerika, und es waren immer eine Menge Amerikaner da, die in schicken Anzügen und neuen Schuhen durch die Straßen gingen, und wir fragten uns: Wie es wohl gleich hinter der Grenze aussieht?

Die Straßen in Tijuana waren anders als die in Autlán. Autlán war im Vergleich eher ländlich, und die Menschen dachten dort anders und gingen anders miteinander um. Tijuana war eine richtige Stadt, und man spürte den Unterschied sofort. Die Menschen waren betrunken und wütend und regten sich ständig über irgendetwas auf, zu jeder Tageszeit. Ich lernte schnell, wie ich mich auf diesen Straßen benehmen musste, ohne jemanden zu stören, aber auch mit einer Haltung, die anderen signalisierte: »Leg dich nicht mit mir an!« Dort sollte man sich wirklich mit niemandem anlegen. Als ich älter wurde und die Leute mir von den rauen Sitten in Philadelphia oder in der Bronx erzählten, sagte ich: »Bullshit! Das ist gar nichts im Vergleich zu Tijuana.« Dort lernt man sehr schnell, wie man am besten überlebt.

»Hüte dich vor den stillen Typen«, sagten die Leute, und sie hatten recht. Die waren am gefährlichsten. Diejenigen, die ihr Maul aufrissen und behaupteten: »Ich werde gleich dieses oder jenes tun«, waren total harmlos. Ich lernte auch, dass man die Indianer oder Mestizen auf keinen Fall verärgern durfte. Die *cholos* oder *pachucos* zückten vielleicht ein Schnappmesser. Aber die Indianer schwangen eine Machete und konnten damit einen menschlichen Körper zerhacken, als wäre er eine Banane.

Einmal hätte ich das vor der Kirche beinahe selbst beobachten können, kurz nachdem wir in Tijuana angekommen waren. Ein Kerl wollte einem anderen mit der Machete ins Bein hacken, verfehlte es aber, so dass die Klinge die Straße traf und Funken sprühte. So etwas vergisst man nicht, weder das Geräusch noch die Funken. Es war beängstigend. Dann kam die Polizei und schoss in die Luft, um die beiden zu trennen, bevor etwas Schlimmes passierte. Mir war klar: Das war kein Film. Das war das wahre Leben, Mann. Außerdem lernte ich, dass die Leute sich sehr selten um Geld stritten – es ging fast immer um eine Frau.

Ich kann mich nicht daran erinnern, dass mich in Autlán jemand schikaniert hätte. In Tijuana mussten wir Kinder mehr kämpfen, zum Glück vorwiegend gegen Schläger als gegen Banden. Die Banden kamen erst später, nachdem ich weggezogen war. Solche Schlägertypen hackten

öfter auf mir herum, aber wenn ich heute daran zurückdenke, wird mir klar, dass es nicht persönlich gemeint war – Unwissenheit ist eben Unwissenheit, und das Stadtviertel war verrufen. Ich musste also lernen, wann ich weglaufen und wann ich mich behaupten musste, damit diese Typen mich nicht andauernd anpöbelten. Ich fand heraus, dass sie mir aus dem Weg gingen, wenn sie der Meinung waren, ich sei verrückter als sie selbst. Einige Male musste ich kämpfen und mich wie ein Irrer aufführen. Irgendwann besorgte ich mir einen Stein, etwa so groß und oval wie ein Ei. Wenn es gefährlich wurde, nahm ich ihn in die Hand und machte mich bereit für einen Faustschlag.

Damals sah ich ganz anders aus als heute. Ich hatte blondes Haar und helle Haut, und meine Mom zog mich an wie einen kleinen Matrosen. Ich meine, ich bitte Sie – kein Wunder, dass ich verprügelt wurde. Einmal ging ich in die Schule – in die Escuela Miguel F. Martinez –, kurz nachdem meine Mom mich aus irgendeinem Grund verdroschen hatte, und ich hatte jede Menge Wut im Bauch. Prompt sagte irgendein Typ: »Schaut euch den mal an! Jede Wette, dass seine Mama ihn anzieht!« Ich hatte meinen Stein in der Hand und machte den Kerl richtig rund. Alle standen herum und wollten sehen, was er tun würde. Ich schaute ihn herausfordernd an, als wolle ich sagen: »Ich hoffe, du tust etwas, denn ich bin bereit zu sterben.« Es gibt zwei Arten von Verzweiflung: Die eine gründet auf Furcht, die andere auf Wut, und mit der Letzteren will man lieber nichts zu tun haben. Ich habe seinen Namen vergessen und wusste damals nicht, dass er einer Straßengang angehörte. Doch er belästigte mich nie wieder.

Aber er hatte recht: Meine Mom suchte tatsächlich meine Klamotten aus. »Die verprügeln mich in der Schule, wenn du mich in blaue Shorts und so Zeug steckst. Da kann ich doch gleich sagen: Kommt und holt mich!«, beschwerte ich mich.

»Ach, darin siehst du aber so nett aus«, sagte sie.

»Nett?! Du ziehst mich an wie einen Chorknaben. Mom, du verstehst das nicht!«

»Ach, halt die Klappe!«

Einmal wollte meine Mutter, dass ich eine Hose anzog, die mir nicht gefiel. Sie wurde wütend und sagte: »Du bist ein Nörgler. Anderen nimmst du es krumm, aber du hast immer etwas zu meckern.« Das nahm ich ihr übel. »Ich bin kein Nörgler«, dachte ich. »Und diese Hose trage ich auf gar keinen Fall!«

Es dauerte eine Weile, bis ich meine Mom überzeugt hatte. Ich sprach mit Dad und bat ihn, mir zu helfen. Allmählich gaben sie nach. Sie hatten viele andere Dinge um die Ohren, zum Beispiel das Essen für den nächsten Tag zu beschaffen und die Wäsche zu waschen, sodass wir uns nicht hinsetzten, gemeinsam das Brot brachen und über solche Dinge ausgiebig diskutierten. Jedem von uns Kindern machten solche Probleme zu schaffen, wir mussten eben einfach irgendwie damit fertig werden.

Am schwersten war es für Tony. Er war Teenager und neu in der Stadt. Und er hatte dunkle Haut. Meine Haut und mein Haar waren damals hell. Wenn wir zusammen unterwegs waren, wurde er oft schikaniert. »He, Tony, wie viel zahlen sie dir?« Er war noch nicht auf die Idee gekommen, solche Leute einfach zu ignorieren. Also fragte er: »Wer soll mich für was bezahlen?«

»Bist du nicht der Babysitter des Kleinen?«

»Nein, er ist mein Bruder.«

»Kann gar nicht sein – schau dich doch an. Er sieht nicht gerade wie ein Teil von dir aus!« Dann fingen sie an zu lachen, und er musste sich irgendwie wehren, und letzten Endes flogen die Fäuste.

Der schlimmste Vorfall ereignete sich ein paar Jahre später: Jemand schlug Tony mit einem Hammer auf den Kopf. Er sagte, er hätte es vermeiden können, aber sein Freund wollte auf demselben Weg nach Hause gehen, auf dem sie in die Stadt gegangen waren und sich mit ein paar Kerlen gestritten hatten. Tony überlebte. So ging es dort zu. Willkommen in Tijuana.

Ich bin froh, dass ich nicht der Älteste in meiner Familie bin. Tony, Laura und Irma hatten getestet, wie weit sie gehen durften, noch ehe ich da war. Toño – so nannten wir ihn – hat es immer voll abgekriegt. Er hatte die meisten blauen Flecken, weil Mom und Dad noch nicht wussten, wie sie mit ihren Kindern umgehen sollten. Für mich war er eine Art Puffer und zweiter Vater, und er stand immer auf meiner Seite. Er war mein erster Verteidiger und mein erster Held. Ich werde immer stolz auf ihn sein.

Ich liebe meine Familie wirklich. Alle meine Geschwister sind so unterschiedlich. Laura hatte das Sagen, wenn meine Mom und Tony nicht zu Hause waren, weil sie das älteste Mädchen war. Sie war die Pfadfinderin und die Erste, die alles gründlich prüfte, wenn wir umzogen – sehr neugierig und ein Schelm obendrein. Sie stiftete uns zu jeder Menge

Blödsinn an, zum Beispiel: »Kommt, wir schwänzen die Schule und essen ein paar Jicamas!« Oder: »Los, wir ziehen ein paar Möhren aus dem Boden und essen sie!« Mich brauchte sie nie zu überreden: »Klar, okay, klingt super!«

Einmal beschloss Laura, in einem Geschäft Süßigkeiten auf Pump zu kaufen. Sie teilte alles mit uns. Das dicke Ende kam für uns, als meine Mutter davon erfuhr. Ich war gar nicht dabei gewesen, als das alles passiert war, doch als ich nach Hause kam, warteten Schläge auf mich. So war Laura eben, eine furchtlose Unruhestifterin! Irma war introvertierter als Tony und Laura. Sie lebte auf ihrem eigenen Planeten und war die Erste von uns, die sich für Musik begeisterte. Sie erzählte mir, sie habe oft in das Zimmer geguckt, in dem unser Dad Geige spielte, bis er sagte: »*Venga* – komm her.« Er begann ihr Lieder beizubringen und ein bisschen Klavierspielen, und er zeigte ihr, wie man Noten liest. Sie war ein Naturtalent.

In Tijuana waren meine restlichen Geschwister noch klein: Leticia, Jorge und Maria. Ich hatte wenig Gelegenheit, bei ihnen so oft den Babysitter zu spielen wie Tony und Laura bei mir. Mir tut es vor allem leid, dass ich für Jorge nicht in dem Maße ein großer Bruder war wie Tony für mich. Er musste vieles alleine herausfinden. Nachdem wir Autlán verlassen hatten, verbrachte ich meine Zeit auf der Straße oder hing mit Dad herum.

Kaum waren wir in Tijuana angekommen, mussten wir auch auf andere Weise lernen zu überleben: Es war Zeit für uns ältere Kinder, arbeiten zu gehen und die Familie zu unterstützen. Alle Mann an Deck, Sie wissen schon. Für all das müssen wir meiner Mom und meinem Dad danken. Sie brachten uns einige nüchterne, knallharte Werte und Regeln bei: niemals borgen oder betteln; nichts nehmen, was dir nicht gehört; für das, was dir gehört, aufopferungsvoll kämpfen.

Eines Tages weckte mein Vater uns mit ein paar Schachteln Wrigley's-Spearmint-Kaugummi in der Hand. Er teilte eine Schachtel und gab Tony die eine und mir die andere Hälfte. Tony bekam zudem eine Kiste mit Schuhputzzeug. »Geht in die Avenida Revolución und kommt ja nicht zurück, ehe ihr alles verkauft habt«, sagte er.

Die Avenida Revolución war sozusagen unser Broadway, das Zentrum der Innenstadt von Tijuana, wo es Bars und Nachtclubs gab und wo alle Touristen – Amerikaner und Mexikaner – hingingen. Tony und ich sprachen sie an, verkauften ihnen Kaugummi und putzten ihre Schuhe. Im

Grunde war das der Beginn meiner Einführung in die amerikanische Kultur. Damals sah ich zum ersten Mal einen Schwarzen, einen richtig großen Kerl mit echt großen Füßen. Ich starrte diese riesigen Schuhe an, während ich sie putzte. Nach und nach lernte ich ein paar Brocken Englisch, und ich lernte zählen: »Bonbons, Mister?« »Zehn Cent.« »Ein Vierteldollar.« Fünfundzwanzig Cent, wenn ich Glück hatte.

Meist bekamen wir gerade genug Geld, um mit dem Bus ins Zentrum zu fahren. Also mussten wir genug Geld verdienen, um die Waren und das Zubehör zu bezahlen und um Fahrkarten für die Heimfahrt und für den nächsten Tag zu kaufen. Manchmal mussten wir zu Fuß nach Hause gehen, weil das Geld nicht für den Bus reichte, wie damals, als Tony jemandem die Schuhe putzte und ein enormes Trinkgeld bekam: fünfzig Cent. Wir beschlossen, uns für den Rest des Tages frei zu nehmen. Einen Nachmittag lang waren wir reich. Wir schauten uns einen Film an und aßen Süßigkeiten, aber wir vergaßen, Geld für die Heimfahrt zurückzulegen. Am nächsten Tag ging es im alten Trott weiter: früh aufstehen, zu Hause helfen, mit dem Bus in die Stadtmitte fahren und verkaufen, verkaufen, verkaufen, um Mom und Dad bei der Miete zu helfen.

Ich glaube, ich habe einen Teil meiner Kindheit versäumt, so wie viele andere Kinder. In den ersten zehn Jahren meiner Ehe mit Deborah, meiner ersten Frau, schlich ich mich in Spielzeuggeschäfte und kaufte kleine Figuren – Actionfiguren. Ein paar Jahre später hing ich mit Tony Williams, dem Drummer von Miles Davis, herum. Er begann seine Karriere als Teenager, und sein Haus ist vollgepackt mit diesen Spielsachen – den ersten Transformers und dergleichen –, die er aus Japan bekam. Er bemerkte, dass ich sie mir anschaute, und ich meinte nur: »Das ist okay, ich kaufe sie auch.«

»Wirklich?«

»Klar, was ist das für einer?« Auf einmal war er nicht mehr der Typ, der mit Larry Young und John McLaughlin im Slug's spielte oder in den Sechzigerjahren Miles' Band als Fahrer diente. Jetzt sagte er: »He, Mann, schau dir das an!«

Das war eine Offenbarung für mich. Ich glaube, Michael Jackson war auch so. Wir hatten als Kinder etwas verpasst und kamen erst viel später darüber hinweg. Nach einiger Zeit wirst du erwachsen und legst das Spielzeug weg. Aber eine Weile musste dieses Kind in mir sich ausdrücken. Deborah hielt mich bestimmt für einen seltsamen Kerl.

Was ich durchmachte, machten alle Santanas durch: Alle arbeiteten. Als wir alt genug waren, um selbst auf uns aufzupassen, verließ uns Chepa (außerdem konnten wir sie uns nicht mehr leisten), und Mom brauchte Hilfe, um das Haus in Ordnung zu halten, zu putzen und zu kochen. Also halfen Laura und Irma ihr zu Hause. Wir alle taten, was wir tun mussten, um die Miete zu bezahlen und Essen auf den Tisch zu bringen. Auf diesen Teil meiner Kindheit bin ich wirklich stolz. Niemand hat sich je beklagt oder gefragt: »Warum muss ich das tun?«, oder Ähnliches. Das war einfach selbstverständlich.

In diesen ersten zwei Jahren zogen wir oft um – fast alle drei Monate in ein anderes Haus in der Colonia Libertad, zumindest fühlte es sich fast so an. Dann zogen wir ans andere Ufer des Tijuana, der genau durch die Mitte des Ghettos und in die Vereinigten Staaten fließt. Dort wohnten wir in einem kleinen Haus an der Calle Coahuila in einem etwas besseren Viertel. Zwei Jahre nach unserer Ankunft in Tijuana zogen wir in die Zona Norte an der Calle »H«. Dort standen Bungalows, und es sah beinahe aus wie in einer Wohnwagensiedlung. Ich war damals zehn Jahre alt, und mir fiel auf, dass die Leute dort kleine Schwarz-Weiß-Fernseher hatten. Wir Kinder schlichen oft um die Nachbarhäuser herum, stellten uns auf die Zehenspitzen und guckten durch die Fenster, bis die Leute – *schnapp!* – die Vorhänge zuzogen. Dabei entdeckte ich das Boxen. Ich fand es lustig – ich erinnere mich daran, dass im Fernsehen alle paar Monate ein neuer Kampf zwischen Sugar Ray Robinson und Rocky Graziano gezeigt wurde. Auch die Schlagzeilen handelten davon. Mein erster großer Held aber war Gaspar »El Indio« Ortega.

Ortega war ein Weltergewicht und der erste Boxer aus Mexiko, der es bis ganz nach oben schaffte. Seine Heimatstadt war Tijuana. Kein Wunder, dass die ganze Stadt über ihn sprach und ihn unterstützte. Wir verfolgten jeden seiner Kämpfe, vor allem den im Jahr 1961, als er gegen Emile Griffith boxte und verlor. Aber das war egal – er war *unser* Held.

Ortega war auch einer der Ersten, die im Kampf ausweichen konnten. Er wusste, wie man tänzelt. Jahre später hatte ich die Gelegenheit, ihn zu treffen. Er lebte damals in Connecticut und muss so um die achtzig gewesen sein. Er war stolz auf seine Kämpfe, doch am stolzesten war er auf etwas anderes: »Weißt du was, Carlos?«, sagte er. »Ich hab' immer noch alle meine Zähne. Die hat mir keiner ausgeschlagen.«